

Biogr.

884

℄

Biogr. 884^c

Hellwald
(Peschel)

Herr Dr. Peschel ist noch vorhanden:

G. Evers, Gräfenrath auf O. P. in der Vespertg des Vereins für Fortschritt
in Leipzig November 1875. (Abgedruckt in den Vespertagen des Vereins f. 1875)

Fr. Ratzel, biogr. Artikel in dem Pariser Nord: Allgemeine deutsche Biographie.

Ugl. auf die Abfassung über Peschel in dem Werk: Leben von Helmer-
Linde von Dr. Achelis (Mithras 1896).

Nachruf in der „Allgem. Zeitung“ 1875 (22. Sept.) Beilage No 265.

Artikel in der Leipz. Nachrichten 1926 (12. März) Beilage No 11.

Nachf. Foto wurden veröffentlicht:

J. Löwenberg, Abhandlungen zur Fort- u. Völkertunde 3 Bde. —

europäische Völkertunde. fester (u. ringiger) Band,

Leipz. bei Duncker & Humblot in Leipzig.

Hygische Fortkunde. Hg. von G. Leopoldt. 2 Bde. Mit zahlr. Abbildungen. 1884/85. ebenfalls bei Duncker & Humblot.

Biogr. 884^c

OSCAR PESCHEL.

SEIN LEBEN UND SCHAFFEN

VON

FRIEDRICH VON HELLWALD.

MIT DEM PHOTOGRAPHISCHEN BILDNISSE PESCHELS.



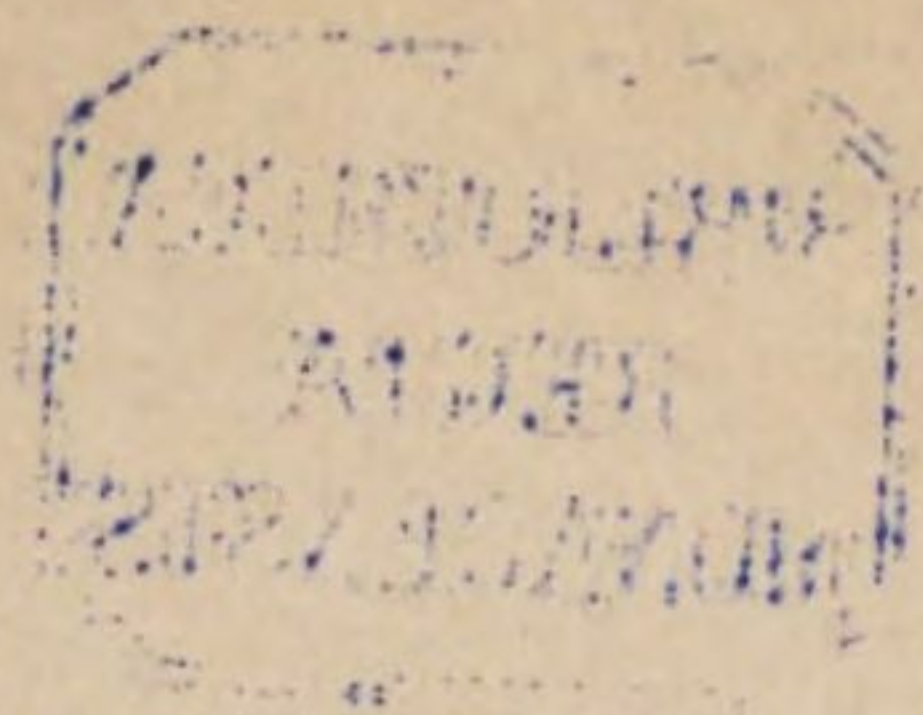
AUGSBURG

LAMPART & COMP.

1876

33 A







Lichtdruck von J. ALBERT, MÜNCHEN.

Papst.

OSCAR PESCHEL.

SEIN LEBEN UND SCHAFFEN

VON

FRIEDRICH VON HELLWALD.

MIT DEM PHOTOGRAPHISCHEN BILDNISSE PESCHELS.



AUGSBURG

LAMPART & COMP.

1876



V o r w o r t.

Im Sommer 1867 führte mich eine Urlaubsreise zum ersten Male in die Mauern der ehrwürdigen Stadt Augsburg. Als mehrjähriger Mitarbeiter des „Ausland“ liess ich mich sogleich in das Pfaffengässchen weisen, wo Dr. Peschel, damals Redacteur dieser Zeitschrift, wohnte. Es drängte mich, den Mann persönlich kennen zu lernen, mit dem ich schon in langem Briefwechsel gestanden; ich fand in seinem Hause die liebevollste Aufnahme und als ich am Abende die alte Reichsstadt verliess, hatte ich um einen Freund mehr. Alljährlich kehrte ich, öfters wiederholt, bei dem edlen Gönner ein, dessen Umgang für mich zur reichsten Quelle der Belehrung ward. So kam es, dass ich mich als Peschel's Schüler betrachten durfte zu einer Zeit, wo er noch keine Schüler hatte, wo sein Name, im engeren Kreise der Fachgenossen zwar längst hochgeehrt, noch nicht von

dem Schimmer seiner späteren Berühmtheit umflossen war.

Heute trauert Deutschland um den dahingegangenen Genius und derjenige, den eine seltsame Verkettung der Umstände zum Nachfolger in der Leitung seines geliebten „Ausland“ berief, möchte einen schwachen Theil seiner Dankesschuld abtragen, indem er in nachstehenden Blättern das Leben und Schaffen des der Wissenschaft viel zu früh entrissenen Lehrers zu beleuchten sucht.

Cannstatt im October 1875.

Hellwald.

Oscar Ferdinand Peschel erblickte am 17. März 1826 das Licht der Welt zu Dresden, wo sein Vater, ein hochgeachteter Offizier, die Stelle eines Lehrers an dem dortigen Cadetteninstitute bekleidete. Seine Mutter war eine geborne Steinacker aus Leipzig. Die Eltern widmeten zuerst den Sohn dem Kaufmannsstande, in der Meinung, es sei diess für ihn der beste Weg etwas zu verdienen. So ging denn der junge Peschel drei Jahre lang in die Lehre, doch entsprach der Handelsstand seinen Neigungen nicht, wie er denn auch sein ganzes Leben hindurch sich auf Geldgeschäfte nur schlecht verstand, die seinem ganzen Wesen zuwider blieben. Eines Tages — unser Peschel war damals siebzehn Jahre alt — kam er nach Hause mit der bestimmten Erklärung, es sei ihm unmöglich sich dem Kaufmannsstande zu widmen, er wolle studieren. Grund zu diesem Entschlusse war ein Silbergroschen, den man ihm bei einer Bestellung als Trinkgeld verabreichen wollte, und diesem an sich geringfügigen Umstande verdankt die deutsche Wissenschaft ein an glänzenden Schöpfungen so reiches, an

Jahren leider so kurzes Gelehrtenleben! Die widerwärtige Lehrlingszeit sollte indess für Peschel's Bildungsgang keineswegs verloren sein, denn er eignete sich aus diesem Anlasse nicht unbedeutende volkswirthschaftliche Kenntnisse an, welche ihm in seiner späteren Gelehrtenlaufbahn oft zu statten kamen und seinen Blick für Dinge schärften, an denen die meisten seiner Fachgenossen achtungslos vorübergehen. In ähnlicher, unverkennbar günstiger Weise wirkte der militärische Stand des Vaters auf den strebsamen Jüngling ein, dessen ritterlicher Sinn im Vereine mit einem entschieden soldatischen Aeusseren und strammer Haltung besonders in älteren Tagen weit eher den einstigen Militär, als den friedlichen stillen Forscher zu verathen schien.

Die Jahre 1843 bis 1845 brachte Peschel zu Hause zu und nahm, nachdem er die väterliche Erlaubniss zum Studiren erhalten hatte, Privatunterricht, um auf solche Weise das Gymnasium zu absolviren. Seinem ausdauernden Fleisse gelang diess schon binnen zwei Jahren, so dass er schon 1845 auf der Kreuzschule zu Dresden das Zeugniss der Reife erhalten konnte. Nun wandte der neunzehnjährige Peschel sich juridischen Studien zu und bezog die Universitäten zu Heidelberg und Leipzig, an welch' letzterer er auch

im Jahre 1848 die Doctorwürde errang. Jetzt begab er sich nach Berlin, um sich auf die juridische Docentenlaufbahn vorzubereiten, beschäftigte sich aber auch publicistisch, indem er während des Berliner Aufenthaltes eifrig für die Augsburger „Allgemeine Zeitung“ correspondirte. Da er schon als Student grosse Neigung zu publicistischer, ja selbst belletristischer Thätigkeit besass, so war es ihm nicht unwillkommen als er schon Ende 1848, nach erst halbjähriger Anwesenheit in Berlin den Ruf erhielt, in die Redaction der Allgemeinen Zeitung einzutreten und zu diesem Behufe nach Augsburg zu kommen. Hier besorgte er die „deutschen Artikel,“ ging aber bald im Auftrage der J. G. Cotta'schen Verlagshandlung nach Wien, wo er ein Jahr verweilte und Briefe über die österreichischen Zustände für die Allgemeine Zeitung schrieb. Von dieser Mission zurückgekehrt, nahm Peschel seinen Wohnsitz wieder in Augsburg, den Redactionsgeschäften obliegend. Obwohl er diesen seinen Posten sechs Jahre lang zur vollsten Zufriedenheit der damals massgebenden Persönlichkeiten ausfüllte, so dass für kurze Zeit sogar die alleinige Leitung des Blattes in seine Hände gelegt werden konnte, stimmte doch das Getriebe einer vorwiegend den Tagesereignissen folgenden grossen Zeitung nicht mehr zu den nach geistiger Vertiefung strebenden Neigungen Peschel's, dessen Geist ihn zu positiven

Forschungen drängte. Zugleich veranlasste ihn die übergrosse Einförmigkeit des Lebens in Augsburg alljährlich zu längeren Reisen nach Italien und anderen Ländern Europa's, sowie auch, obwohl erst sechsundzwanzig Jahre zählend, zur Gründung eines eigenen Hausstandes. Am 11. Oktober 1852 vermählte er sich in München mit Freifräulein Caroline von Könitz, die ihm in glücklichster, dreiundzwanzigjähriger Ehe bis zum Tode zur Seite stand. Als zwei Jahre später, im August 1854, Dr. Ed. Widenmann, der Redacteur der im J. G. Cotta'schen Verlage erscheinenden Zeitschrift „Ausland“ plötzlich mit Tod abging, bewarb sich Peschel mit etwa vierzig anderen Competenten um die erledigte Stelle, welche ihm auch einstimmig zuerkannt ward. Am 1. Dezember 1854 übernahm der noch nicht neunundzwanzigjährige Peschel die Redaction des „Ausland,“ dessen Nr. 48 er zum ersten Male mit seinem Namen unterzeichnete, der in der Folge dieser Zeitschrift zu so hohem Glanze und Ansehen verhelfen sollte.

Zweifelsohne hatte Peschel die Musse, welche ihm seine bisherigen Berufsgeschäfte gegönnt, zu sehr gründlichen und tiefen Studien benutzt und verfügte er schon damals über einen aussergewöhnlichen Wissensschatz,

der ihm die Uebernahme einer so schwierigen Aufgabe, wie es die Redaction des Ausland war, ermöglichte. Es lag ihm nämlich ob, einen Mann zu ersetzen, dessen Streben dahin gegangen war, das „Ausland“ zu einem möglichst vollständigen Magazin allgemeiner Länder- und Völkerkunde zu machen, und durch Darlegung der bleibenden Verhältnisse den inneren Zusammenhang blosszulegen, welcher den oft so verworrenen Erscheinungen der Tagesgeschichte zu Grunde liegt. In welch' wahrhaft glänzender Weise es ihm gelang, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, ja zu übertreffen, davon legen die sechzehn Jahrgänge des „Ausland,“ welche unter seiner Leitung erschienen, beredtes Zeugniß ab. So umfassend Peschel's Wissen aber auch beim Antritte dieser Stellung gewesen, jene staunenswerthe Gelehrsamkeit, welche in allen seinen Schriften sich geltend macht und ihnen einen so hohen, von allen Seiten neidlos anerkannten Werth verleiht, sammelte er erst in der Epoche seiner redactionellen Thätigkeit, in der er die reichste Befriedigung fand; denn jedes Redactionsjahr, sagte er, ist zugleich ein Studiumsjahr. Wie er bescheiden mir oft selbst versicherte, bezeichnet die Uebernahme der Redaction des „Ausland“ den wahren Beginn seiner wissenschaftlichen Laufbahn. „Nichts,“ so schrieb er mir einmal, „ist instructiver, als die Herausgabe des Ausland.“ Genöthigt, die mannigfaltigen und zahlreichen Beiträge

seiner Mitarbeiter einer genauen Durchsicht zu unterziehen, erkannte Peschel sehr bald, wozu wohl Jeder in ähnlicher Lage gelangt, das Unzureichende seiner Kenntnisse. Wollte er sich ein eigenes Urtheil in den Fragen bilden, welche die wissenschaftliche Welt jener Epoche auf den verschiedensten Gebieten bewegten, so musste er sich unwiderruflich zum Studium von Disciplinen bequemen, die sowohl seiner Neigung als seinen bisherigen Beschäftigungen ferne lagen. Wir dürfen nicht vergessen, dass er als Jurist keinen Anlass gehabt hatte, sich eingehender jenem Studienkreise zu widmen, welcher die Grundlage einer vorwiegend geographischen und naturwissenschaftlichen Zeitschrift bilden musste. Der Verpflichtung zu solchen Studien nun hat sich Peschel nicht nur niemals entzogen, sondern er war stets, so zu sagen bis zum letzten Athemzuge bemüht, seine Kenntnisse durch Hereinziehung neuer Wissenszweige zu vermehren. Der Schärfe seines Geistes verdankte er, dass er in kurzer Frist sich in den heterogensten Disciplinen mit fachmännischer Genauigkeit zu orientiren wusste und sogar Sachverständige durch die Gründlichkeit, womit er ihr Wissensfeld erfasst hatte, in Erstaunen setzte. Ein Beispiel hierfür bietet sein letztes grosses Werk, die „Völkerkunde“, worin er sich mit allen Details der Anthropologie im Allgemeinen wie der Craniologie und Anatomie ebenso vertraut zeigt, wie mit den

geringsten Beobachtungen der Reisenden und den Fragen der eigentlichen Ethnologie. Dieser Trieb nach Erweiterung und Ergänzung seines Wissens hat unseren Peschel nie verlassen, und noch vor drei Jahren, in seiner späteren Stellung als Professor, erzählte er mir gesprächsweise, wie er sich nicht ohne eine gewisse Ueberwindung endlich einmal daran gemacht habe, gründlich „Meteorologie zu studieren.“ So ermüdend und abschreckend auch das Ziffernmeer sei, worin die meteorologischen Beobachtungen ihren Ausdruck finden, so sei dieses Studium dennoch unerlässlich, wolle man heutzutage einen klaren Einblick in die Physik der Erde gewinnen.

Unter solchen Umständen versteht es sich von selbst, dass das Hervortreten der Naturwissenschaften längst Peschel's Geist gefesselt und zur Vertiefung in dieselben angeregt hatte. Die Fortschritte der Geologie, welche über den Bau unserer Erdrinde Auskunft gibt, waren es insbesondere, die ihn mächtig anzogen und auch zu den allgemeinen geographischen Fragen, die ihn von jeher beschäftigten, in naher Beziehung standen. Den Inhalt der umfangreichen Werke von Dana, Bischof, hauptsächlich aber von Lyell, in dessen Fusstapfen er trat, nahm Peschel in sich auf, doch hinderte sein Eifer für die Geologie ihn nicht, sich mit gleicher Liebe der

Zoologie und der Pflanzenkunde zuzuwenden. Natürlich blieben diese ernsten Studien nicht ohne Einfluss auf das „Ausland,“ welches immer mehr an naturgeschichtlichem Stoffe in seine Spalten aufnahm und der grossartigen Bewegung, die sich nunmehr in den empirischen Disciplinen kundgab, vollste Rechnung trug. Hatte er das „Ausland“ schon in geographischer Hinsicht zur reichsten und gediegensten Registratur aller Entdeckungen, Studien, Ereignisse und literarischen Erscheinungen gemacht, so sollte es in Bälde nicht nur die Naturgeschichte mit ihren verschiedenen Zweigen, sondern auch die astronomischen, physikalischen und chemischen Probleme in gleichem Style erörtern, soferne sie für die Kenntniss unseres Erdballes im weitesten Sinne Interesse hatten. Denn nie verlor Peschel den eigentlichen Zweck seiner Zeitschrift aus dem Auge, dem Begriffe der „Erdkunde“ gab er jedoch eine angemessene Erweiterung. Peschel zählte zu den aufrichtigsten Bewunderern A. von Humboldt's und Carl Ritter's, sein durchdringender Geist liess sich aber niemals von dem Glanze blenden, der an den Namen dieser Heroen der Wissenschaft haftet, und im „Ausland“ finden wir von Peschel's Feder die erste einsichtsvolle, streng wissenschaftliche Würdigung der geographischen Principien und Verdienste Humboldt's und Ritter's gegen die banalen Phrasen enthusiastischer Ueberschätzung. Heute, wo

Humboldt und Ritter und Peschel im Grabe ruhen, darf man es ungescheut aussprechen: nicht ein Schüler, sondern selbst ein Meister, wagte er sich an die Beurtheilung der Meister. Wie jeder ernste Forscher auf den Schultern seiner Vorgänger ruhen muss, so stand auch Peschel auf Humboldt's und Ritter's Schultern, um beide zu — übersehen. So bringt es stets der Fortschritt der Wissenschaft mit sich, wenn ebenbürtige Geister auf den nämlichen Forschungsfeldern thätig sind. In Peschel waren Humboldt und Ritter beide verkörpert, und was den Beiden als „Erdkunde“ vorgeschwebt, es ward von ihm verwirklicht, ausgebaut nach allen Seiten, von den Schlacken und Auswüchsen einer noch minder reifen Forschungsperiode gereinigt. Er zuerst hat die Erdkunde mit einem philosophischen Geiste erfüllt, welcher dem Stande unserer gegenwärtigen Kenntnisse entspricht und der Wissenschaft selbst neue Bahnen vorzeichnet. So ist Peschel's Name selbst ein Markstein geworden in der Geschichte der Erdkunde, und wie er die Geschichte dieser Disciplin schrieb bis auf Humboldt und Ritter, so werden künftige Geschlechter an Peschel's Wissen das geographische Wissen unserer Tage zu messen versuchen!

Peschel's immense Bedeutung als Geograph, als selbständiger Forscher und Umgestalter der Erdkunde,

trat für jeden Leser des „Ausland“, welches sich unter seiner Leitung einer wachsenden Beliebtheit erfreute, sattsam zu Tage. Sein Scharfblick sollte aber eine neue Probe bestehen, als Charles Darwin mit seinem epochemachenden Werke über die „Entstehung der Arten“ auftrat. Unter den deutschen Denkern war Peschel der erste, welcher die Tragweite und Bedeutung der neuen Lehre erkannte und in leichtfasslicher Weise darzulegen suchte. Früher denn irgend eine Uebersetzung erschienen, schon Anfangs 1860, brachte das „Ausland“ aus Peschel's Feder eine eingehende Besprechung des Darwin'schen Buches und darf sich diese Zeitschrift somit immerhin rühmen, die erste in Deutschland gewesen zu sein, welche die Aufmerksamkeit auf Darwin's Lehre lenkte. Ganz charakteristisch sind die Worte, worin Peschel schon bei jener ersten Gelegenheit sein Urtheil über die Theorie Darwin's zusammenfasste: „Sie wird sich schwer beweisen lassen, weil dazu eben eine fortgesetzte Beobachtung durch Jahrtausende nöthig wäre. Sie lässt sich auch nicht völlig widerlegen, weil dazu Hunderttausende von Jahren gehören würden.“ Im Wesentlichen ist Peschel von dieser ersten Ansicht niemals abgewichen. Es war ihm vergönnt die Umwälzung in den naturgeschichtlichen Wissenschaften noch zu schauen, die sein prophetisches Auge vorhergesehen und verkündet, als zum ersten Male der Name Darwin

an das Ohr der grossen Menge schlug. Dennoch liess er nie sich blenden, fortreissen von dem Strome, weder für noch wider, sondern bewahrte sich die Nüchternheit seines Blickes inmitten des brausenden Treibens der Parteien. Aufmerksam verfolgte er die immer höher gehenden Wogen des Streites, bedächtig wog er den Werth der vorgebrachten Argumente ab, stets willig zu verfechten was die Forschung als erwiesene Thatsache dargethan, niemals aber von der Skepsis lassend, wo blosser Speculation an die Stelle der sicheren Wissenschaft zu treten geneigt ist. Peschel's Leitstern war die wissenschaftliche Wahrheit und vor ihr beugte er stets, aber auch nur vor ihr allein, das Haupt wie schmerzlich sie auch sonst seine Gefühle berühren mochte. So kam es, dass Peschel's Urtheil auch im Darwin'schen Streite eine seltene Achtung erlangte und das „Ausland“, worin er alle Phasen des Kampfes gewissenhaft verfolgte, eine angesehene Stellung auch unter den naturwissenschaftlichen Organen errang, so angesehen, dass Ernst Hæckel, als er seine „Natürliche Schöpfungsgeschichte“ herausgab, den Wunsch aussprach, dieselbe von Peschel im „Ausland“ beurtheilt zu sehen. Die kritische Schärfe, womit Peschel an die Prüfung der schwierigsten Probleme herantrat, liess ihn auch hier sofort das Richtige treffen. Seine Untersuchung über die Abstammungslehre führt Argumente in's Treffen,

die auch heute noch, nach fünf Jahren, die seit dem Erscheinen dieser Kritik verflossen, nichts von ihrem Gewichte eingebüsst haben. Peschel erklärt darin, dass er die Darwin'sche Lehre stets als eine der Wissenschaft äusserlich förderliche Hypothese betrachtet, und, da sie ursprünglich von so frommen Männern wie Charles Darwin und Sir Charles Lyell ausgesprochen worden ist, niemals für unsere sittlichen und religiösen Zustände eine Gefahr von ihr befürchtet habe; dagegen protestirte er, dass man die Hypothese schon für erwiesene Wahrheit halte und focht jene Schlüsse des Jenenser Biologen an, die er für übereilt hielt. Desto aufrichtiger huldigt er dem berühmten Forscher in dem Abschnitte über den Stammbaum der organischen Reiche, eine, wie Peschel sagt, höchst verdienstvolle und epochemachende Arbeit, deren Werth und Nutzen ganz unabhängig davon ist, ob der Darwinismus siegt oder nur wie ein schönes Meteor am wissenschaftlichen Himmel erlischt. Peschel's Beleuchtung der genealogischen Classification des Thierreiches durch Hæckel würde einem Zoologen von Fach alle Ehre machen und schliesst mit der unverhohlenen Anerkennung, dass für einen ersten Versuch derselbe gewiss günstig ausgefallen sei. Dennoch mahnt er daran, dass wir uns im Reich einer Hypothese bewegen, dass wir zwar hoffen dürfen nach Bereicherung mit paläontologischen

Urkunden uns zu höheren Wahrscheinlichkeiten aufzuschwingen, dass wir aber, ehe diese Erwartungen sich nicht erfüllt haben, immer die vorsichtige und bescheidene Sprache führen sollten, die einer unvollkommen bewiesenen Vermuthung allein geziemt. Diesem Grundsatz ist Peschel bis zum Ende treu geblieben; in der grossen Frage für und wider die Evolutionstheorie hat er es stets vermieden eine bestimmte Stellung zu nehmen und mit bewundernswerther Geschicklichkeit verstanden den Gelegenheiten auszuweichen, welche eine bindende Erklärung zu erheischen schienen. Seine mächtige Wahrheitsliebe, sein gerader Sinn, der auch dem Gegner stets Gerechtigkeit widerfahren liess, hielten ihn von einer offenen Parteinahme ab, die ihm eine Verletzung der freien wissenschaftlichen Forschung gedäucht hätte. So haben weder Darwinianer noch Antidarwinianer das Recht Peschel zu den ihrigen zu zählen, sein Geist schwebte über Beiden; indess will es doch fast scheinen als ob mit reifendem Alter und trotz der zu Gunsten der Transformationstheorie sich häufenden Beweise sein Sinn, wäre er zu einer positiven Entscheidung gedrängt worden, ihn nicht in das darwinistische Lager getrieben hätte. Wenigstens lassen hierauf mehrere Stellen seines letzten grossen Werkes, der „Völkerkunde“, schliessen und auch einige seiner Briefe an mich deuten darauf hin. Namentlich sympathisirte er nicht mit der Welt-

anschauung, welche sich als logische Consequenz der neuen, immer weiter um sich greifenden Lehre ergab. So hatte der Versuch, den ich in meiner „Culturgeschichte in ihrer natürlichen Entwicklung“ machte, unter Anwendung von Peschel's eigener Methode der vergleichenden Forschung, die Gültigkeit der für die organische Natur bestehenden Gesetze auch für die Entwicklungsgeschichte der Menschheit nachzuweisen, seinen Beifall durchaus nicht. Zur Charakteristik des entschlafenen Denkers mag nicht unwichtig sein, was er mir hierüber schrieb: „Das Wenige“, heisst es in einem Briefe vom 2. November 1874, „was ich in Ihrem Buche gelesen habe, zeigt mir freilich, was ich übrigens schon längst wusste, dass wir an zwei verschiedenen Polen der Weltanschauung stehen.“ Und später, am 7. Februar 1875, schrieb er mir: „Ihr Buch habe ich jetzt bis reichlich über die Mitte gelesen. Ich muss bei meinem Ausspruche beharren: unsere Ansichten gehen diametral auseinander Ueberhaupt hatte mich Ihr Buch ungünstig aufgeregt, vulgariter recht wild gemacht, ich bin aber ganz versöhnt worden. Seit ich Gerland's „Neue anthropologische Beiträge“ gelesen, sehe ich doch wie nahe verwandt Ihre Richtung und Methode mit der meinigen ist. Sie sind wie ich ein *matter of fact man*, und das ist wohl die Hauptsache.“

Bei dem regen Interesse, welches, wie aus dem eben Erwähnten hervorgeht, Peschel an all den wichtigen Problemen der modernen Wissenschaft nahm, war das „Ausland“ unter seinen Händen längst nicht mehr bloss wie sein Titel besagte, eine „Wochenschrift für Kunde des geistigen und sittlichen Lebens der Völker“ — es hatte im Stillen allmählig die räumliche Begrenzung seines Wirkens überschritten und die Betrachtung der Natur bei einem wachsenden Beifall der Leser in seine Sphäre gezogen; alle Errungenschaften der Naturwissenschaften in ihrem weitesten Sinne, der kosmischen Physik und der Sternkunde, der Physiologie und Biologie, fanden darin ihren Platz. Mit Beginn des Jahres 1865 erachtete es daher Peschel für passend, die neue Richtung, deren geistiger Urheber er war, auch durch eine Titelveränderung zum Ausdrucke zu bringen; indem er sein Blatt eine „Ueberschau der neuesten Forschungen auf dem Gebiete der Natur-, Erd- und Völkerkunde“ nannte, steckte er ihm für lange Zeit die Grenzen, innerhalb deren sich würdig zu bewegen Ziel und Streben seiner Nachfolger bleiben muss.

In der langen Reihe von Jahren, welche Peschel dem „Ausland“ vorstand, erreichte seine schöpferische Thätigkeit einen Umfang, von dem man sich nur schwer eine richtige Vorstellung machen kann. Nicht genug,

dass er der Redaction selbst Fleiss und Liebe in ungewöhnlichem Masse widmete, so enthielt doch jede Wochennummer von ihm selbst mindestens 12 bis 16 Spalten Originalartikel, Uebersetzungen, Bearbeitungen u. s. w. Peschel schrieb also, bloss für das „Ausland“, alljährlich einen Band von mehr denn fünfzig Druckbogen Stärke. Nur sehr selten und ausnahmsweise unterzeichnete er einen Aufsatz mit seinem Namen, weitaus die grösste Menge erschien anonym. Wer aber einmal die Eigenthümlichkeit seiner Darstellung erfasst und den Reiz seines Styles gekostet, wird einen Peschel'schen Aufsatz leicht unter Tausenden erkennen, und wohl nur wenige Leser des „Ausland“ werden im Unklaren über die Herkunft solcher Artikel geblieben sein. Mit besonderer Spannung las man die geistreichen Aperçu's, die er mit jedem Jahresschlusse als „Rückblicke auf die Politik der auswärtigen Grossmächte“ veröffentlichte und die man mit Fug und Recht eine Philosophie der Zeitgeschichte nennen könnte. Peschel zeigte sich darin ebenso vielseitig bewandert auf historischem Felde, wie auf naturwissenschaftlichem oder geographischem, und zwar nicht nur in der modernen, sondern in der Geschichte aller Völker und Zeiten. Blieben ihm auch, wie kaum anders denkbar, hier und da Irrthümer nicht erspart, so überraschte doch, neben der krystallhellen Durchsichtigkeit der Sprache und der Schärfe der Auf-

fassung, die hohe Vorurtheilslosigkeit, womit er an die Beurtheilung der Vorgänge und der handelnden Personen und Nationen herantrat. Fast dürfte man es nach diesen Proben betrauern, dass er sich nicht mehr noch als er that den geschichtlichen Problemen zugewandt habe, denn sein Name würde zweifelsohne als Geschichtsschreiber eben so hell erglänzen denn als Geograph.

Eine nicht geringere Meisterhaftigkeit bekunden jene Aufsätze, worin er über namhafte Werke der fremden, vorwiegend der englischen und der französischen Literatur Bericht erstattet. Kein bedeutenderes Reisewerk in Frankreich oder England erschien, ohne dass Peschel sich dessen sofort für das „Ausland“ bemächtigte und den Inhalt in gedrängtem Auszuge, oft aber auch, je nach der Natur und Wichtigkeit des Gegenstandes, in einer Reihe von Aufsätzen seinen Lesern vorlegte. Solche Auszüge, aus Peschel's Feder geflossen, sind wahrhaft mustergültig; in stylistischer Vollendung der Form stehen sie in der deutschen Literatur unerreicht da; die Eleganz der populärwissenschaftlichen Darstellung bei den Franzosen zum Vorbilde nehmend, vertreten sie ein in Deutschland neues Genre, in welchem er leider nur zu wenige Nachfolger findet. Wie Peschel selbst über diesen

Punkt dachte und wie wenig er der in Deutschland üblichen Formverachtung, welche, je unverständlicher und ungeniessbarer ein Buch, desto gelehrter und wissenschaftlicher dasselbe erachtet, beipflichtete, geht zur Genüge aus den folgenden seiner Worte hervor: „Während in England und Frankreich die grössten Gelehrten sich bemühen, Jedermann verständlich zu bleiben und die Voraussetzung von Fachkenntnissen zu umgehen, herrscht in Deutschland bei einer Mehrzahl der Gelehrten, namentlich in den naturwissenschaftlichen Fächern, noch immer die seltsame Ansicht, als entwürdigte man die Wissenschaft, wenn man sie dem profanen Publikum mittheile, und als sei die Wissenschaft um ihrer selbst, nicht um der menschlichen Gesellschaft willen vorhanden. Bei dieser verkehrten Ansicht übersieht man vollständig, dass die Wissenschaft gar nicht ohne die menschliche Gesellschaft vorhanden wäre, dass sie hauptsächlich auf öffentliche Kosten gepflegt wird, und dass die Diener der Wissenschaft, wie die Staatsdiener, im Solde der Gesammtheit stehen und die Gesammtheit daher Anspruch hat zu erfahren, was jene Organe der Gesellschaft leisten. Selbst der völlig unabhängige Gelehrte verdankt seinen Wirkungskreis der Gesellschaft, in der er aufgewachsen. Sie hat ihn erzogen, sie hat die Lehrer gross gezogen, die ihn unterrichteten, sie gewährt ihm die Möglichkeit zu

denken, was er denken will, zu ersinnen, was er ersinnen möchte, zu erforschen, was ihn anreizt. Seine sogenannte Unabhängigkeit ist nur ein Geschenk der Gesellschaft in der er lebt, und wer sein Wirken der Gesellschaft entziehen, wer es auf den Kreis der Zunft beschränken will, der versündigt sich undankbar oder gedankenlos gegen seine Wohlthäterin.“

Mit solchen Ueberzeugungen im Herzen konnte es nicht fehlen, dass Peschel eine fast ängstliche Sorgfalt der Formvollendung zuwandte, die sich auch auf die geringsten seiner Arbeiten erstreckte, seien dies nun Originalaufsätze, Uebersetzungen oder einfache Auszüge gewesen. Letzteren fügte überdies sein immenses Wissen, besonders wenn es sich um Vergleiche, Bestätigungen oder Widerlegungen gemachter Beobachtungen handelte, eine solche Fülle anderweitigen Stoffes hinzu, dass aus einem schlichten Peschel'schen Bücherreferate nebst dem Genusse, welchen dessen Lectüre gewährte, oft mehr zu lernen war, als aus dem darin besprochenen Originalwerke selbst. Uebrigens war das „Ausland“ so recht Peschel's geographische Werkstatt, denn hier vor Allem legte er die zahlreichen, aus einzelnen Detailstudien hervorgegangenen, mehr oder minder vollendeten Werkstücke für den Aufbau seiner späteren vorzüglichen

Arbeiten nieder. Eine bibliographische Zusammenstellung von diesen seinen Originalartikeln wäre sicherlich zu seiner Würdigung von hohem Interesse, doch dermalen mit kaum mehr zu bewältigenden Schwierigkeiten verbunden. Neben dem „Ausland“ bedachte er fast alljährlich die „Deutsche Vierteljahrsschrift“ mit einem Beitrage, in letzterer Zeit (1872) lieferte er auch der von Bruno Bucher redigirten „Oesterreichischen Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst“ ein Paar seiner werthvollsten Studien. Endlich gehört in diese Kategorie der prachtvolle Aufsatz, worin Peschel Humboldt's Wirken auf dem Gebiete der Erd- und Völkerkunde, Staatswirthschaft und Geschichtschreibung schildert und der einen Theil der grossen, von Carl Bruhns herausgegebenen Biographie Humboldt's bildet. Obwohl jede einzelne dieser schimmernden Literaturperlen des Augsburger Gelehrten eine längere, eingehendere Betrachtung verdiente, so kann ich doch nicht länger dabei verweilen, so wenig wie bei seinem „Buche berühmter Kaufleute“ das im Spamer'schen Verlage erschien, da es mir nur darauf ankommt, in allgemeinen Umrissen ein Bild von Peschel's vielseitiger Thätigkeit zu entrollen; auf einen dieser wenig beachteten Aufsätze werde ich später ohnehin noch zurückzukommen haben, jetzt ist es Zeit jene grösseren und epochemachenden Leistungen Peschel's in's Auge zu fassen, die seinen Namen für immer als

einen Stern erster Grösse am wissenschaftlichen Horizonte der Gegenwart leuchten lassen.

Den Reigen seiner glänzenden Schöpfungen eröffnete Peschel mit seiner „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“ (Cotta, Stuttgart und Augsburg 1858 8^o), ein Buch, welches meines Erachtens nach sich bei weitem nicht der vollen Beachtung erfreut, die es verdient. Die Ursprünge dieses Werkes reichen noch in die Epoche zurück, als Peschel im Redaktionsbureau der „Allgemeinen Zeitung“ sass, und wer die Menge der zu diesem Behufe gemachten Auszüge und Aufzeichnungen, welche selbst viele, viele Manuscriptbände füllen, mit eigenen Augen gesehen, begreift, dass es langer Jahre bedurfte, ehe das Buch zur Vollendung reifte. Veranlassung zu demselben gab ein kleiner Briefwechsel mit Alexander von Humboldt, welcher Letzterer auch Peschel's Briefe in Berlin veröffentlichte und damit die Aufmerksamkeit Leopold von Ranke's auf den jungen Gelehrten lenkte. Peschel zählte erst zweiunddreissig Jahre als sein Erstlingswerk erschien, welches seine eminente Befähigung zur Behandlung geschichtlicher Stoffe so glänzend darthat. Man kann wohl sagen, Peschel's „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“

machte nicht nur Humboldt's „*Examen critique de l'histoire de la géographie du Nouveau Continent*“ entbehrlich, sondern übertrifft dasselbe auch in einzelnen Partien und an Uebersichtlichkeit des Ganzen.

Es ist hier wohl nicht der Ort zu einer eingehenden Discussion über die Werke des Meisters, die sich längst die Anerkennung und Bewunderung der Fachgenossen errungen haben. Wenn dennoch eine kurze kritische Würdigung derselben versucht werden soll, so verzichte ich doch aus leicht begreiflichen Gründen auf das Vortragen eines eigenen Urtheiles, sondern bediene mich für das „Zeitalter der Entdeckungen,“ sowie die spätere „Geschichte der Erdkunde“ wohl am besten der Worte des königl. preussischen Generallieutenant Freiherrn von Troschke, weil Peschel selbst von der Beurtheilung des anonymen und ihm daher unbekannten Recensenten (in der „Militär-Literatur-Zeitung“ 1866 S. 356) sagte, es sei die erste Kritik, die ihm zu Gesichte gekommen; alles Andere seien nur Anzeigen gewesen, die ihm durch übertriebenes Lob nur schädlich sein konnten. General-lieutenant von Troschke empfindet grosses Widerstreben, das von Peschel entrollte Bild jener denkwürdigen Epoche für ein ganz zutreffendes anzuerkennen, muss aber zugeben, dass dasselbe nur als ein aus voller reiflicher Erwägung und tiefer Ueberzeugung hervor-

gegangenes angesehen werden könne. Wie Peschel nämlich in jedem seiner Werke mit einer neuen Ansicht bahnbrechend auftrat, so auch in der „Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen“; hier zeigt er uns die Gestalt des Christóbal Colon in völlig neuem Lichte. Der Charakter des Columbus, um welchen als wesentlichsten Kern jedes Gemälde jener grossen Zeit, das auf Treue Anspruch machen will, mit Nothwendigkeit gruppirt werden muss, ist eben so sehr von Geschichtschreibern speciellerer Richtung: von Robertson, von Washington Irving und anderen, wie von den hervorragendsten Universalhistorikern in einer Grossartigkeit geschildert worden, die auf den Leser eben so überwältigend wie erhebend wirken muss. Peschel dagegen versuchte zum ersten Male den Entdecker Amerika's in seiner wirklichen menschlichen Grösse darzustellen, gereinigt von den Schlacken der Phantasie, welche ihn fast zu übermenschlicher Vollkommenheit emporhebt. Dies konnte er nur erreichen, indem er auch die Fehler und Irrthümer aufdeckte, welchen der grosse Mann unterlag. Peschel meint, die grosse That des Genuesers werde nicht erniedrigt, wenn wir erfahren, dass er auf lauter Trugbildern seine Anschläge begründete. Ein im Jahre 1474 von dem florentinischen Astronomen Toscanelli abgefasstes Gutachten nebst Karte berechtigt unseren Forscher, dem Columbus sogar die

Priorität des Gedankens abzusprechen. Das Aufsuchen neuer Länder war im fünfzehnten Jahrhundert ein Glücksgewerbe. Colon war in dieser Zunft nur der kühnste und glücklichste Spieler. Ein echtes Kind seiner Zeit und seines Volkes stand ihm auch der Gewinn, die Hebung der goldenen Schätze, die er in den Bächen Haiti's gefunden, höher, als die Entdeckung fremder Länder. Von besonderer Wichtigkeit ist Peschel's Bemühen für Columbus, ein um etwa zwanzig Jahre geringeres Lebensalter nachzuweisen, als man ihm bisher zu geben pflegte. Die Gestalt des majestätischen Greises, welcher, die Rechte auf den Erdglobus legend, die um ihn gruppirten Forscher und Entdecker um mehr als Haupteslänge überragt, wie sie Kaulbach's Pinsel in einem seiner gigantischen culturhistorischen Gemälde so herrlich zur Anschauung gebracht, sie ist es, welche uns aus der Geschichte bisher entgegentrat. Gerade auf das psychologisch so merkwürdige, bewunderungswürdige Ausharren in seiner edlen Lebensaufgabe bis in's Greisenalter hinein legten hervorragende Historiker den Accent, wenn sie den Charakter des grossen Mannes entwickelten. Das bisweilen in Halsstarrigkeit ausartende zähe Festhalten an dem einmal Beschlossenen erklärte sich hiernach als Eigenschaft eines vielgekränkten Greises, während man bei der Peschel'schen Auffassung nach anderen Motiven suchen muss, um diese Erscheinung

an einem Manne zu erklären, bei welchem das greisenhafte Aussehen nur ein eigenthümliches Naturspiel gewesen sein und der in Wirklichkeit nur ein Alter von etwa 48 Jahren erreicht haben soll. Man sieht, es ist ein durchaus verändertes, neues Bild, welches wir aus dem Peschel'schen Buche von dem berühmten Entdecker gewinnen, und wenn auch Mancher, aufgewachsen in den Meinungen einer älteren, durchaus bewundernden Schule Bedenken tragen mag, die von Peschel vorgenommenen Veränderungen in den Zügen der historischen Gestalt des Columbus als correct anzuerkennen, so ist doch zu bemerken, dass eine bündige Widerlegung seiner Darstellung in nahezu zwei Decennien, welche seit dem Erscheinen seines Werkes verstrichen sind, nicht versucht worden ist.

Sieben Jahre verstrichen ehe Peschel wieder mit einer grösseren Arbeit vor die Oeffentlichkeit trat. Seine ausserordentliche Befähigung und Gewandtheit als Schriftsteller hatte er mit dem „Zeitalter der Entdeckungen“ in so hohem Masse bekundet, dass Leopold von Ranke die Aufmerksamkeit des Königs Maximilian II. von Bayern auf Peschel lenkte, der nunmehr den Auftrag zur Abfassung einer Geschichte der Erdkunde

erhielt. Wir haben es hier mit einem Theil jenes grossartigen Unternehmens zu thun, welches König Maximilian in's Leben gerufen, um unter der Oberleitung seines einstigen Lehrers, des trefflichen Ranke, die Geschichte der einzelnen Wissenschaften in geeigneter Weise an einander zu reihen und so der deutschen Wissenschaft einen Schatz zu bieten, der in hohem Grade geeignet ist, ihre Förderung zu unterstützen. Die von König Max zu diesem Behufe gegründete historische Commission für deutsche Geschichte und Quellenforschung verhehlte sich die ausserordentlichen Schwierigkeiten eines solchen Unternehmens nicht und ganz besonders mochte es schwer halten, für die Geschichte der Erdkunde einen passenden Bearbeiter zu finden. Eine bessere Wahl als jene Peschel's hätte aber gar nicht getroffen werden können, da dieses Fach damals so schwach vertreten war, dass man Niemanden nennen könnte, der an Peschel's Stelle der schwierigen Aufgabe sich hätte unterziehen können. Um so mehr muss man es als ein Glück für die Wissenschaft und insbesondere für das wissenschaftliche Ansehen Deutschlands preisen, dass gerade Peschel dieser Einzige war, der ungeschwächt durch das langjährige Sklaventhum einer Zeitungsredaction mit bewundernswürdiger Arbeitskraft und anerkannter Genialität die Geographie in allen ihren Zweigen förderte. So beiläufig sprachen

sich Petermann's „Geographische Mittheilungen“ beim Erscheinen des neuen Peschel'schen Werkes aus.

„Die Erdkunde gilt seit den Urzeiten als die vorzugsweise berufene Helferin der Geschichte, denn nie ist bezweifelt worden, dass das, was geschieht, nur genügend erkannt werden kann durch die Kenntniss des Schauplatzes, wo es geschehen. Dabei hat die Geographie vor den sonstigen historischen Wissenschaften den Vorzug voraus, dass noch die spätesten Nachkommen ihr Urtheil auf eigene Anschauung begründen können. Während jene vorzugsweise auf das Abwägen der überlieferten Urkunden angewiesen sind, besteht die grosse Urkunde der Geographie in dem Buche der Natur. Geistreich führt der Verfasser am Schlusse seines Werkes aus, wie die Erdkunde bis in die ersten Decennien unseres Jahrhunderts als die Dienerin der Geschichte gegolten, bis endlich Humboldt und Ritter dieselbe bis zu einem Standpunkte erhoben, welcher in unermesslichem Fernblick über Jahrhunderte hinweg zu reichen vermag und so die bisherige dienende Gehülfin befähigen kann, eine Lehrerin der Geschichte zu werden.“ (v. Tröschke).

Suchte auch die historische Commission keinen Einfluss auf die Art der Bearbeitung des Peschel'schen Buches auszuüben, so mussten doch, wie bei jedem

anderen Sammelwerke, gewisse Normen und Beschränkungen festgehalten werden. Vor Allem war die lästigste aller Beschränkungen, die räumliche, eine Nothwendigkeit und sie ist — so sagt der Kritiker in Petermann's „Mittheilungen“ dem ich hier folge — im Allgemeinen wohl eher zu Gunsten als zum Nachtheil des Werkes ausgefallen, da sie bei knapper Form das Hervortreten des Wichtigeren beförderte. Die zeitliche Beschränkung, insofern die Entwicklung der geographischen Wissenschaft in neuerer Zeit, etwa seit dem sechzehnten Jahrhundert, darzustellen war, hat Peschel glücklicherweise nicht eingehalten; sein Buch umfasst daher ebensowohl die Geographie der Griechen und Römer wie die des Mittelalters und der neueren Zeit. Dagegen konnte er nicht umhin, der allgemeinen Tendenz der Serie darin Rechnung zu tragen, dass er vorzugsweise den besonderen Antheil erörterte, welcher dem deutschen Volke an der Entwicklung der Geographie zukommt. Diese Tendenz beeinträchtigt einigermassen den vollen Werth des Ganzen, denn eine Wissenschaft wird nie ungestraft von einseitig nationalem Standpunkt aus betrachtet; aber unserem Peschel darf daraus kein Vorwurf gemacht werden. Wie er hierüber dachte, spricht er in folgenden Worten aus: „In dem Abschnitte, welcher die Ueberschrift trägt: Wissenschaftliche Reisen und wissenschaftliche Entdecker, haben wir nicht eine strenge Absonderung der Stoffe,

welche der Geschichte der Erdkunde, von denen, welche der Geschichte der Länderbeschreibung angehören, beobachtet. Als der Plan zur „Geschichte der Wissenschaften“ entworfen wurde, hatte ihr erhabener Stifter den Zweck im Auge, deutsche Verdienste, welche gewöhnlich nicht sowohl aus Neid oder Uebelwollen, sondern aus Unbekanntschaft mit unserer schwierigen Sprache von den Fremden misskannt werden, der Vergessenheit zu entreissen. So geschah es denn, dass in jenem Abschnitt auch solche Arbeiten von Deutschen und Deutschrussen berücksichtigt wurden, die nur der Geschichte der Chorographie angehören. Der ungewarnte Leser könnte vielleicht daraus den irrigen Schluss ziehen, als ob namentlich in unserem Jahrhundert die Gewinne der Wissenschaft vorzugsweise, wenn nicht ausschliesslich, deutschen Kräften verdankt würden. Die neueren deutschen Reisenden füllen allerdings durch ihre vielseitige Bildung einen sehr bedeutenden Raum in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts aus, einen Vergleich ihrer Leistungssumme mit der Leistungssumme anderer Völker verstattet jedoch unsere Aufzählung nicht. Der Fachkundige wird ohnedies bemerken, dass in unserem Verzeichnisse die grossartigen Arbeiten der katholischen Missionäre, namentlich der Jesuiten in Asien, die zahlreichen französischen und russischen Erdumseglungen fast gänzlich fehlen, der spanischen

Unternehmungen nur flüchtig gedacht, die Verdienste solcher Reisenden wie Caillié und Cailliaud, Salt, Bruce, Burkhardt, Sadlier, Basil Hall, Conolly, Stoddard u. s. f., ja selbst die ehrwürdigen Namen eines Mungo Park und Alexander Burnes gar nicht oder nur vorübergehend erwähnt werden.“ Diese einseitige Bevorzugung deutscher Leistungen kommt aber eben nur in diesem einzigen Abschnitte zum Vorschein, im ganzen übrigen Buche musste, wie Peschel selbst empfand, der in dem grossen Gesamtwerke festzuhaltende Gesichtspunkt einer Geschichte der Wissenschaften in Deutschland zurücktreten, wenn das gesammte Bild des Entstehens und der Entwicklung geographischer Erkenntniss nicht ein verzerrtes werden sollte. Mit Recht hält daher Peschel im Allgemeinen den kosmopolitischen Standpunkt fest; schon in dem Vorwort zeigt er, dass er keineswegs die in Deutschland so gewöhnliche Ueberschätzung der deutschen Wissenschaft im Gegensatze zu französischer, englischer u. s. w. theilt, besonders tadelt er mit Recht den Mangel an geographischen Unternehmungen von Seite der deutschen Regierungen. Selbst dort, wo er unter den wissenschaftlichen Reisenden besonders die deutschen hervorhebt, hat Peschel dies nur dort als zulässig erkannt, wo es sich vorzugsweise um Mehrer wissenschaftlichen Stoffes handelt; mit richtigem Takte, sagt von Troschke, hat der Verfasser dagegen die Bevorzugung

des deutschen Elementes verschmäht, wo er es mit der Mehrung wissenschaftlicher Erkenntniss zu thun hat.

Was nun die Art der Bearbeitung anlangt, so legte Peschel seine eigenen Ansichten darüber in einem meisterhaften Aufsätze „Ueber die Aufgaben einer Geschichte der Geographie“ (im „Ausland“ Nr. 34 vom 20. August 1864) nieder, denn „es drängte ihn, sich mit seinen künftigen Beurtheilern im voraus darüber zu verständigen, was man von einem derartigen Wagniss erwarten darf.“ Grossartiger und schärfer, als hierin Peschel that, konnte man die schwierige Aufgabe wohl kaum auffassen, besonders was die Stellung der Nebendisziplinen und was die Grenzlinie zwischen einer Geschichte der Geographie und einer solchen der speciellen Länderkunde und der Entdeckungen anlangt. Einstimmig wurde jedoch anerkannt, dass die sehr hohen Erwartungen, welche sich auf dieses Programm und den Ruf des Verfassers stützten, vollkommen befriedigt worden sind. Das Buch enthält nicht einfach eine Geschichte der Reisen und Entdeckungen, sondern es ist in Wirklichkeit eine Geschichte der geographischen Wissenschaft, worin Reisen, Messungen, Forschungen u. s. w. als Mittel wohl erwähnt werden, die durch sie errungenen Kenntnisse aber in ihrer allmählichen Entwicklung, also die Entstehung und Ausbildung der

Erdkunde in ihren verschiedenen Zweigen Hauptgegenstand der Darstellung sind. Demgemäss finden wir jede Periode nach drei Richtungen behandelt, nach der räumlichen Begrenzung des geographischen Wissens in der betreffenden Zeit, nach dem Stande der mathematischen Geographie und nach dem des Naturwissens. Die räumliche Erweiterung der Erdkunde oder die Geschichte der Entdeckungen bildet daher nur einen Theil und es ist selbstverständlich, dass es sich dabei nicht um Vollständigkeit handeln konnte, denn das ganze Werk sollte nicht den Umfang eines mässigen Bandes überschreiten. Die Abschnitte über die mathematische Geographie behandeln die Kenntnisse von der Gestalt, Grösse und Bewegung der Erde, die Ortsbestimmungen und die Karten, diejenigen über das Naturwissen die Höhenkunde, die Geologie, Hydrographie, Meteorologie, Erdmagnetismus, Pflanzen- und Thiergeographie, Völkerkunde und Bevölkerungsstatistik. Die sechs grossen Perioden aber, in welche die Geschichte dieser Wissenschaften eingetheilt wird, sind das classische Alterthum, die Zeit des Verfalls der Wissenschaften im früheren Mittelalter, die Blüthezeit der Araber, die Zeit der Scholastiker, der Zeitraum der grossen Entdeckungen vom Infanten Heinrich bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts und die neuere Zeit oder das „Zeitalter der Messungen“.

„Aus dieser einfachen Uebersicht des Inhaltes geht schon hervor, welch' ungeheure Stofffülle zu bewältigen war und welch' umfassende Kenntnisse zu ihrer Bewältigung gehörten. Eben nur ein Peschel war solcher Aufgabe gewachsen. Besonders zu rühmen ist, wie er bei allem auf das Detail verwendeten Fleiss immer doch grosse Gesichtspunkte im Auge behält und mit welchem Geschick er die Masse der Thatsachen und Schlüsse dem engen Rahmen so einpasste, dass die Darstellung klar, übersichtlich, lesbar, ja oft elegant blieb. Führen wir endlich noch an, dass durch das glückliche Hervorheben charakteristischer Momente vielfach ganz neue Anschauungen und Urtheile sich bilden, dass auf fast vergessene Verdienste glänzendes Licht fällt und dass der Reichthum an trefflichen Bemerkungen, geistreichen Wendungen und anregenden Gedanken in keiner der Peschel'schen Arbeiten mehr hervortritt als hier, so brauchen wir kaum noch zu versichern, dass man das Buch mit eben so grossem Genuss als Nutzen liest.“ (Petermann's „Geographische Mittheilungen“.)

In der Geschichte der Erdkunde hatte Peschel keinen eigentlichen Vorgänger, sein Werk war so zu sagen das erste auf diesem noch wenig gepflegten Gebiete und auch heute noch besitzen wir, nach dem einstimmigen Urtheile aller Sachverständigen, in deutscher

Sprache kein trefflicheres Buch über dieses Thema. Wenn in den jüngsten Jahren Vivien de Saint-Martin mit einer „*Histoire de la Géographie*“ hervorgetreten ist, die sich dem Peschel'schen Werke ebenbürtig an die Seite stellt, so war Peschel selbst der erste und stets bereit die Vorzüge seines französischen Collegen anzuerkennen. Zu nicht geringer Befriedigung gereichte es ihm im letzten Jahre seines Lebens, dass Anfangs 1875 eine zweite Auflage der „Geschichte der Erdkunde“ erforderlich wurde. „Jetzt bin ich tief in der Arbeit mit der neuen Auflage meiner Geschichte der Erdkunde, die vieler Verbesserungen bedarf,“ schrieb er mir am 3. April d. J. Er sollte ihr Erscheinen nicht mehr erleben! ja er war nicht zur Hälfte damit fertig, als ihn der Tod ereilte. Wie wir hören, wird Professor Dr. Sophus Ruge in Dresden die Vollendung derselben übernehmen. „Geschichte der Erdkunde bis auf Alex. von Humboldt und Karl Ritter“ (Liter. artist. Anstalt, München 1865 8^o.), so lautet der vollständige Titel des von seltenem Fleisse zeugenden Werkes, bei welchem, wie Geheimrath Dove sagte, nur zu bedauern bleibt, „dass der sonst trefflich gewählte, an die Namen Humboldt und Ritter geknüpfte Abschluss der Geschichte der Geographie dem Verfasser nicht gestattete, die neueren und neuesten Fortschritte auf diesem Gebiete, namentlich die Betheiligung unseres verewigten

Barth in den Kreis seiner Bearbeitung zu ziehen.“ Wäre es mir verstattet, an dieser dem Andenken des grossen Todten geweihten Stelle einen Wunsch zu äussern, es wäre der, das herrliche Werk in Peschel'schem Geiste, mit Peschel'scher Gelehrsamkeit fortgeführt zu sehen bis auf unsere Tage. Kein schöneres Denkmal liesse dem Verblichenen sich setzen, als die Erweiterung seines Buches zu einer „Geschichte der Erdkunde bis auf Peschel“!

In der Stille des Augsburger Aufenthaltes, im Kreise einer anmuthigen Familie und einer trauten Häuslichkeit reiften auch ganz langsam und allmählig zwei Werke, deren Erscheinen einer späteren Periode vorbehalten blieb. Unter dem Titel „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde“ und „Einfluss der Ländergestalten auf die menschliche Gesittung“ veröffentlichte Peschel in langen Zeitabständen im „Ausland“ eine Reihe von Aufsätzen, deren jeder einzelne für sich die Summe langjähriger Forschungen darstellt und die gesammelt in besonderen Werken zu besitzen schon damals der Wunsch aller Kenner war. Bis jetzt war es vorzugsweise das historische Gebiet, besonders alles, was auf die Geschichte der Erdkunde Bezug nahm, das Peschel mit seltenem Glücke gepflegt hatte; noch 1869

schrieb er, während einer angeblichen Erholungsreise in Venedig, eine leider wenig bekannte kurze Abhandlung über „Andrea Bianco und die Compasskarten des Mittelalters“, die als Einleitung zu dem kostspieligen, von Max Münster herausgegebenen „Atlas des Andrea Bianco vom Jahre 1436 in zehn Tafeln“ erschien. Mit den „Neuen Problemen“, die 1870 bei Duncker und Humblot in Leipzig unter dem Titel „Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche“ gesammelt und veröffentlicht wurden, betrat Peschel ein neues Feld. Der Erfolg war ein durchschlagender, zugleich ein neuer Beweis von der staunenswerthen Vielseitigkeit seines Geistes, der einem reichfacettirten Demanten gleich in desto hellerem Feuer erglänzte, unter je verschiedenem Lichte er sich zu zeigen vermochte. Zwölf Aufsätze, denen er als Einleitung eine Betrachtung über „das Wesen und die Aufgaben der vergleichenden Erdkunde“ voraussendet, bilden den Inhalt der spannenden Schrift, deren relativ geringer Umfang zu der Fülle der darin verborgenen Forschungen in keinem Verhältnisse steht. Jeder einzelnen der zwölf Abhandlungen seien hier einige orientirende Worte gewidmet, welche in allgemeinen Zügen die Resultate erkennen lassen, zu denen unser Forscher gelangt ist und zugleich darthun, welche Ziele seine Untersuchungen verfolgen.

Peschel betrachtet zunächst die „Fjordbildungen“, deren örtliche Anhäufung oder geselliges Auftreten er auf seine Ursachen zurückführt, und kommt dabei zu folgenden Sätzen: Die Fjordbildung ist nicht an bestimmte Gesteine oder Formationen geknüpft, aber sie kommt nur bei Steilküsten vor, und zwar vorzugsweise an westlichen Ufern. Man beobachtet sie nur in höheren Breiten, wo niedere Temperaturen und reichere Niederschläge herrschen, sie ist also eine klimatische Erscheinung. Ihre Aequatorial-Grenze fällt mit der Isotherme von 10° C. (50° F.) zusammen. Den Fjordbildungen fehlen nirgends die Eismassen oder deren mechanische Kräfte, denn entweder sind sie noch gegenwärtig die Rinnsale von Gletschern oder wir treffen Gletscher in ihrer Nähe oder, wo sie in der historischen Zeit fehlen, begegnen wir ihnen in der nächsten geologischen Vergangenheit. Das Eis verrichtet in den Klüften die Dienste einer Sprengladung in einem Steinbruche, und der nachfolgende Regen führt die weggesprengten Trümmer hinweg. Desshalb treffen wir die Fjorde nicht mehr jenseit einer heutigen Jahresmittelwärme von 50° F. Die italienischen Seen sind die Fjorde eines ehemaligen lombardischen Meeres. — Der nächstfolgende Aufsatz über den „Ursprung der Inseln“ führt den Satz durch, dass alle Inseln auf hoher See nichts anderes sind als Bauten, die entweder von

Korallenthieren oder von Vulkanen vom Meeresgrund aus bis zum oder bis über den Wasserspiegel hinaufgeführt worden sind; alle übrigen Inseln ohne Ausnahme stehen im Zusammenhange mit den Festlanden, in deren Nähe sie liegen, und sie sind dann entweder nur die Trümmer von Steilküsten oder Geschöpfe der säculären Erhebungen und Senkungen oder Anschwemmungen von Süss- und Salzwasser. — Die dritte Abhandlung, „die Thier- und Pflanzenwelt der Inseln“ betitelt, kommt dann zu einer Eintheilung der Inseln in Bezug auf ihre Flora und Fauna. Peschel unterscheidet folgende Kategorien: I. Inseln, die niemals Festland waren. 1) Junge Inseln, von Korallen erbaut, niedrig, arm an Pflanzen- und Thierarten, vorzüglich an Säugethieren und Reptilien, nicht ausgezeichnet durch den ausschliesslichen Besitz eigenthümlicher Gewächse und Thiere; 2) Junge Inseln vulkanischen Ursprungs, als hohe Inseln reicher an Arten wie die niedrigen Atolle, aber ohne eigenthümliche Arten; 3) Alte Vulkaninseln, vergleichsweise reicher als die vorigen, mit eigenen Pflanzen- und Thierarten, Zufluchtsstätten ausgestorbener Continentalarten; sind solche Inseln ausserdem geräumig und schon sehr lange gehoben, dann bilden ihre organischen Formen eigene Pflanzen- und Thierprovinzen. II. Bruchstücke früherer Festlande. 4) Frisch abgetrennte Inseln mit derselben Pflanzen- und Thierwelt wie

das benachbarte Festland, nicht ausgezeichnet durch den ausschliesslichen Besitz von eigenthümlichen, organischen Formen, in Verarmung begriffen oder ihr entgegengehend; 5) Inseln, die sich in der geologischen Vorzeit abtrennten, alte Continentalinseln. Ihre Thier- und Pflanzenwelt zeigt bereits Verschiedenheit mit dem Mutterfestlande. Trat die Trennung schon vor grösseren Zeitabschnitten ein, so kann sich sogar typische Verschiedenheit entwickeln. 6) Zusammengeschrumpfte Weltinseln. Reichthum an eigengehörigen Arten mit alterthümlichem Anstrich. — In dem Aufsatze über „Geographische Homologien,“ d. h. über die Aehnlichkeiten in der Gestalt verschiedener Continente und Inseln, den Parallelismus gewisser Küsten u. s. w., ein Gegenstand, der leicht zu Spielereien verführt und oft schon verführt hat, ist Peschel zu vorsichtig irgend welche Gesetze aufzustellen, ja nur schüchtern bringt er eine Hypothese vor, wonach die Ausbauchung Australiens, Afrika's und Südamerika's an ihren Nordwestküsten dem dort herrschenden Passatwinde zuzuschreiben wäre, der durch Verwehungen von Sand u. dgl. diese Ausbauchungen zu Stande gebracht hätte. Peschel vertheidigt bei dieser Gelegenheit den Satz, dass die Festlande älter als die Gebirge sind, die sie tragen. — Im nächsten Abschnitte zeigt Peschel „die Abhängigkeit des Flächeninhaltes der Festlande von der mittleren

Tiefe der Weltmeere“ und wendet sich dann dem „Aufsteigen der Gebirge an den Festlandsrändern“ zu. Auf Grund sorgfältiger Berechnungen erweist sich von Neuem, dass die Festlande als gewaltige Hochebenen über die Sohle der Oceane emporragen, dass vom Boden des nordatlantischen Beckens betrachtet die Küstenränder der Erdvesten als Hochebenen von 2000 Faden aufsteigen würden, so hoch wie die Massengebirge des Berner Oberlandes. Neben solchen gewaltigen Bauwerken verschwinden, wenn man die Körpermassen vergleicht, alle Unebenheiten der trockenen Oberfläche als geringfügig, und eine solche Betrachtung hilft wesentlich zur Beseitigung der alten Vorstellung, dass die Gebirgsketten bestimmend für die Gestaltung der Continente, gleichsam das Gezimmer oder Skelett derselben gewesen seien, wogegen Peschel nachzuweisen sucht, dass das Streichen der Gebirge abhängig ist vom Bau des Festlandes. Alle Gebirge erhoben sich am Rande des Meeres und zeigen übereinstimmend den Charakter, dass auf ihrem festländischen Abhange Hochlande sich anlagern; schon vor ihrer Erhebung waren die Umrisse der Festlande gegeben. — Der Aufsatz „Ueber das Aufsteigen und Sinken der Küsten“ wagt dagegen nicht die Aufstellung von Gesetzen, gibt aber eine Uebersicht derartiger Beobachtungen auf der ganzen Erde. — Das Kapitel „über die Verschiebungen der Welttheile seit den

tertiären Zeiten“ erläutert den Satz, dass die Erdvesten nach zwei Richtungen hin seit den tertiären Zeiten an Raum gewonnen haben: sie suchen sich nach dem Norden und sie suchen sich nach dem Westen der Erde auszu dehnen, während im Süden und im Osten des jetzigen trockenen Landes lautere verlorene Erdtheile liegen. — Drei Aufsätze widmet Peschel den Strömen; zunächst untersucht er die „Deltabildungen“ und zeigt sehr schön, wie schon eine aufmerksame Vergleichung der verschiedenen Vorkommnisse in der Natur hinreicht, um die bestehenden Ansichten zu widerlegen, zu bestätigen oder zu modificiren; dann beschäftigt er sich mit dem „Bau der Ströme in ihrem mittleren Laufe.“ Peschel theilt die Flüsse in drei Klassen ein: 1) Querströme, die von der Wölbung einer trockenen Erdveste mehr oder weniger senkrecht und auf dem kürzesten Wege nach der Küste fließen; 2) parallel mit der grossen Achse continentaler Erhebungen fließenden Längenströme, welche vorzugsweise nur auf Einer Seite Nebengewässer haben; 3) Längenströme mit Nebengewässern auf beiden Seiten. Der Mehrzahl der Querströme fehlen alle ansehnlichen Nebenflüsse, und wo solche vorhanden sind, laufen sie längere Zeit parallel mit dem Hauptstrom, auch findet ihre schliessliche Vereinigung stets unter einem sehr spitzen Winkel statt. Ferner ist den Querströmen eigenthümlich, dass sie in ihrem unteren

Laufe keine grossen Nebenflüsse mehr empfangen. Ein Längenstrom mit Nebenflüssen auf Einer Seite bildet sich am häufigsten da, wo ein Fluss gegen die Abhänge eines Gebirges gedrängt wird; es scheint sich als gesetzmässig zu wiederholen, dass das später aufgestiegene Gebirge oder die jüngere Erhebung die Gewässer nach den älteren Gebirgen verdrängt hat oder, da die jüngsten Gebirge auch die höchsten zu sein pflegen, dass die höheren Gebirge die Thalsohlen der Ströme an den Rand der anderen Erhebungen verlegen. In der Culturgeschichte haben die Querströme eine verschiedene Rolle gespielt als die Längenströme. Die ersteren nämlich sind auf den niederen Stufen der Entwicklung ethnographische Grenzlinien geworden. Längenströme dagegen haben viel seltener diese Macht ausgeübt. — Der letzte dieser Aufsätze ist den „Thalbildungen“ geweiht; darin entscheidet sich Peschel für die Ansicht, dass die Thäler im Allgemeinen, namentlich auch die Querthäler, älter sind als die Flüsse, dass sich also der Lauf der Flüsse nach der gegebenen Bodengestaltung richtete und die Erosion in der Thalbildung nicht die allgewaltige Rolle spielt, die Viele ihr zuschreiben. — Das Buch schliesst mit einer Betrachtung über „Wüsten, Steppen, Wälder“, ein vielumfassendes Thema von selbst praktischer Bedeutung, insofern es sich um die Möglichkeit künstlicher Bewaldung von Wüsten und Steppen handelt. Peschel

läugnet diese Möglichkeit, indem er die Vertheilung von Wüsten, Steppen und Wäldern lediglich auf die allgemeinen Gesetze der Regenvertheilung zurückführt.

Diese summarische Uebersicht des wenig umfangreichen Buches schien mir geboten, um von der Reichhaltigkeit seines Inhaltes einen annähernden Begriff zu geben. Man sieht, sein Stoff führte den Verfasser zu den höchsten geologischen Problemen, wie er überhaupt in seiner geistreichen, anregenden Weise eine Reihe der wichtigsten Fragen aus der physikalischen Geographie durch Streiflichter berührt. Entbehren die in den „Neuen Problemen“ aufgestellten Gesetze und Ansichten auch hier und da noch der festeren Begründung, erhielten auch manche von Peschel's Vermuthungen, Hypothesen, wenn man lieber will, durch die seitherigen Forschungen nicht die erwünschte Bestätigung, so ist das Buch doch so reich an gehaltvollen Ideen und feinen Bemerkungen, dass, hätte Peschel nie etwas anderes als die „Neuen Probleme“ geschrieben, diese genügen würden, ihm einen ruhmvollen Namen unter den geographischen Schriftstellern zu sichern. Ja, man darf sich keiner Täuschung darüber hingeben, dass in diesen Abhandlungen eine neue Wissenschaft erwachsen ist, die man zwar schon zu besitzen

wähnte, die aber vor den „Neuen Problemen“ in Wirklichkeit nicht bestand. Peschel ist der wahre und wissenschaftliche Begründer der vergleichenden Erdkunde!

Die Aufsätze über die „Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung“ erregten seit September 1867, als die Einleitung dazu zuerst im „Ausland“ erschien, das höchste Interesse, welches die späteren Forschungen nur zu steigern vermochten. Dem allgemeinen Wunsche nach Sammlung derselben in einem besonderen Werke vermochte Peschel jedoch nur spät, am Vorabend seiner irdischen Laufbahn, Rechnung zu tragen. Erst im Jahre 1874 erschien seine „Völkerkunde“, zu welcher die erwähnten Aufsätze den freilich durch mannigfache Beigaben ausgedehnterer Studien erweiterten Grundstock lieferten. Fällt dieses Meisterwerk unseres Peschel auch in eine spätere Lebensperiode, so glaube ich doch dasselbe gleich an dieser Stelle zur Sprache bringen zu sollen, um das sich entrollende Bild seiner geistigen Thätigkeit nicht zu unterbrechen.

Die erste Anregung zu diesem herrlichen Werke theilt uns Peschel selbst in der Vorrede mit folgenden

Worten mit: „Nie wäre es dem Unterzeichneten in den Sinn gekommen, ein Lehrgebäude der Völkerkunde neu aufzurichten, wenn er nicht am Beginn des Jahres 1869 von dem damaligen Kriegsminister General A. v. Roon aufgefordert worden wäre, dessen „Völkerkunde als Propädeutik der politischen Geographie“ in vierter Auflage verjüngt herauszugeben.“ Das Werk sollte ein Beiden gemeinsames werden; der Feldmarschall konnte indess bei seiner inzwischen erschütterten Gesundheit an der Arbeit auch nicht im Geringsten theilnehmen, und so erschien denn die „Völkerkunde“ (Leipzig, Duncker und Humblot 1874 8^o) als Peschel's eigenes Werk.

Kaum je ist von Jenen, die um dessen Werden wussten, ein Buch mit grösserer Spannung erwartet, kaum je mit lebhafterer Begierde gelesen worden, als Peschel's „Völkerkunde.“ Durfte doch Jeder mit Recht erwarten, dass ein Gelehrter vom Range Peschel's ein Werk schaffen werde, welches im vollsten Sinne des Wortes das auf dem Gebiete der Ethnographie positiv Erkannte in dem an dem Verfasser gewohnten blühenden Gewande der Ausdrucksweise uns zu vermitteln bestimmt ist. Wie Peschel diese Erwartungen erfüllt hat, geht aus der binnen wenigen Wochen nothwendig gewordenen Veranstaltung einer zweiten Auflage hervor. Das Buch

ist überaus treffend — nach einem ebenso beliebt gewordenen als bezeichnenden Vorgange — die „Völkerkunde der Gegenwart“ genannt worden; es zeigt uns aber Peschel, den wir bisher als Geschichtsschreiber und als Geographen kennen lernten, von einer dritten Seite, als Stern erster Grösse unter den Ethnographen. Niemand ausser ihm wäre befähigt gewesen, an die schwere Aufgabe heranzutreten, die zu lösen bisher nur schwache Versuche gemacht worden waren. Niemals ging ihm der Inhalt über die Form, vielmehr zeigte Peschel stets, dass zur Vollendung beide harmonisch vereint sein müssen, und dass die umschliessende Hülle einer nicht minder sorgfältigen Behandlung bedarf, als der eingeschlossene Kern. Nicht bloss in dieser Hinsicht, sondern auch in der Reife des Urtheils wie in der Fülle des geordneten Wissens überragte Peschel Alles, was sich sonst Ethnographen nennt,

Quantum lenta solent inter viburna cupressi.

Die planlose Aneinanderreihung unverdauter Lese-früchte, wie sie die Schriften eines sonst sehr achtenswerthen Berliner Gelehrten füllen, der sich zu den Ethnographen gezählt wissen will, war unserem Peschel ein wahrer Gräuel. Solche Werke, erklärte er mir, existirten für ihn gar nicht, seien wissenschaftlich völlig werthlos, und auf Peschel's Rath geschah es, dass ich

einmal eine ganze Seite aus einem Buche des gedachten Sammlers im „Ausland“ abdrucken liess zur Exemplification des Kauderwälsch, welches dem Publikum als Wissenschaft geboten wird. Wie der Ethnologe seine Aufgabe aufzufassen hat und worin diese besteht, hat Peschel in Deutschland zum erstenmale gezeigt. Während alle seine Vorgänger, unbeschadet ihrer sonstigen Gelehrsamkeit, mit sehr seltenen Ausnahmen, über einen gewissen verschwommenen Dilettantismus nicht hinaus kamen, ist Peschel, wie für die vergleichende Erdkunde, so auch der erste Begründer einer wahrhaft wissenschaftlichen Ethnographie. Wie es ihm auch hier zu thun war, zu bestimmten positiven Ergebnissen zu gelangen, zeigt die ganze Anlage seines Buches, dessen Gedankengang ich nachstehend, natürlich nur in allgemeinen Strichen, zu skizziren versuchen werde. Die ethnographische Schilderung der einzelnen Völker drängt Peschel in die letzten zwei Fünftel des Bandes zusammen, um von allem Anfange an sich über Fragen von allgemein menschlichem Interesse mehr verbreiten zu können. Bewundern wir auch rückhaltlos die elegante Knappheit, womit er den riesenhaften Stoff zu bewältigen, die ethnographisch wichtigen Merkmale der Völkergruppen, ohne auch nur eines derselben zu übersehen, in mitunter wahre Cabinetsstücke der wissenschaftlichen Literatur zu pressen, mit Einem Worte in der Be-

schränkung den Meister zu zeigen verstanden hat, so liegt doch zweifellos der Hauptwerth der Arbeit — die Frucht eines langjährigen, alle geistigen Kräfte anspannenden Studiums — in dem ersten, ich nenne ihn allgemeinen Theil des Buches. Er ist es, der die Ergebnisse des Gesamtwissens in der vergleichenden Völkerkunde so zu sagen condensirt, er ist es, der dem Leser die Pflicht eifrigen Nachdenkens auferlegt, er ist es endlich, der etwa hier und da zu Widerspruch herausfordern mag; er ist es demnach, welchem wir uns hauptsächlich zuwenden müssen.

Auch dieser allgemeine Theil lässt sich wieder in zwei ziemlich scharf getrennte Unterabtheilungen sondern, deren erste die Einleitung, die Körper-, dann die Sprachmerkmale, die zweite aber die technischen, bürgerlichen und religiösen Entwicklungsstufen umfasst. In der Einleitung geht Peschel daran, dem Menschen seine Stellung in der Schöpfung anzuweisen, wobei er nicht entfernt daran denkt, denselben aus dem Rahmen des zoologischen Systems hinauszurücken, obwohl er andererseits mit seltener Vorsicht auf eine nähere Präcisirung dieser Stellung verzichtet, ja sogar die Meinung wagt, die bisherigen geologischen Funde gewähren noch nicht die geringste Ermuthigung, dass die Lücken in dem Gestaltenwechsel von den Affen der

Eocänzeit zu den heutigen Menschen früher oder später ausgefüllt werden müssten. In der Frage, ob Arten-einheit oder Artenmehrheit des Menschengeschlechtes, entscheidet sich Peschel unbedingt für das Erstere, im Einklange mit den Jüngern der Darwin'schen Lehre. Die Urheimath unseres Geschlechtes, seinen Schöpfungs-herd, wie Peschel vielleicht einem Euphemismus zu Liebe dieselbe nennt, deutet er nicht mit grösserer Bestimmtheit an, hält aber daran fest, dass die Verbreitung der Menschheit über die Erde von einem besonderen Punkte ausgegangen sein müsse und lehnt deshalb Sclater's Lemurien nicht ab, wenngleich er darin nur eine, zu strengeren geologischen Untersuchungen herausfordernde Hypothese erblickt. Eben so wenig ermuthigen ihn die bisherigen Forschungen, sich über das Alter des Menschengeschlechtes genauer auszusprechen, als dass dieses weit über jene Epochen hinaufreiche, welche ein kritikloser Bibelglaube lange hindurch hatte annehmen lassen.

Das regste Interesse erweckt der auf die Einleitung folgende Abschnitt über die Körpermerkmale der Menschenracen. Es ist meine feste Ueberzeugung, dass es bisher noch Niemanden gelungen ist, diesen an sich so dürren Stoff in so überaus anziehender Form darzustellen, die Resultate trockener Messungen in so

übersichtlicher, gedrungener Gestalt dem nicht anatomisch geschulten Leser vorzuführen. Selbstredend ist es der Schädel, das knöcherne Gehäuse des Gehirnes, dann dieses selbst, welche in erster Linie Betrachtung verdienen. Peschel vergleicht sorgfältig die Grössenverhältnisse des Schädels, so weit dieselben bei den verschiedenen Racen bisher einer vertrauenswerthen Untersuchung und Messung unterworfen worden sind, um zu ermitteln, welchen Gewinn die Völkerkunde daraus ziehen könne. Eingeweihte werden nicht überrascht sein, zu vernehmen, dass dieser Gewinn ein sehr bescheidener ist. Bringt die Geschlechtsbestimmung eines Schädels den Forscher schon in ernste Verlegenheit, so ist es um so weniger zulässig, aus dem Breitenindex eines Schädels auf dessen Racenabkunft zu schliessen. „Was den bisherigen Ergebnissen der Schädelmessungen noch mangelt, ist die dürftige Anzahl der Beobachtungen, die nur durch eine fortgesetzte Bereicherung unseres Schatzes an Racenschädeln sich vergrössern lässt.“ Vergessen wir nicht auch der vom Verfasser betonten Ungleichartigkeit der Messungen überhaupt zu gedenken, welche eine Reform der Craniometrie unbedingt nothwendig machen. Gelangen diese Unterschiede in den Messungen bei Bestimmung der Breiten- und Höhenindices auch weniger zum Ausdrucke, so geschieht diess desto mehr bei den Winkelmessungen am Gesichtsschädel,

die also den Autor zu längerem Verweilen kaum einladen. Nicht befriedigender ist das dem menschlichen Gehirn gewidmete Capitel, obwohl auch hier mit unsäglichem Fleisse zusammengetragen ist, was über das Hirngewicht bei Menschen und Thieren, über Racengewichte und Gehirnvolumen, über den etwaigen Zusammenhang zwischen Hirngestalt und Hirngewicht bis nun ans Licht gefördert wurde. In der Mikrocephalenfrage behauptet Prof. Peschel natürlich natürlich den in der Stuttgarter Versammlung deutscher Anthropologen 1872 gegen Carl Vogt eingenommenen Standpunkt, wonach in jenen menschlichen Missbildungen kein Rückschlag, kein Atavismus zu gewahren ist, der durch Wiederkehr von Ahnenmerkmalen aus weit entlegener Vorzeit uns über die thierische Abkunft unserer Voreltern eine Beglaubigung gewähren sollte, sondern eine krankhafte Hemmung in dem Entwicklungsgange des Gehirnes. In ganz ähnlicher Weise und mit gleicher Gewissenhaftigkeit mustert unser Autor die Grössenverhältnisse des Beckens und der Gliedmassen, dann Haut und Haar des Menschen, um zu dem nämlichen Resultate zu gelangen, dass keines der aufgezählten Merkmale genüge, um darauf einen Racenunterschied zu begründen. „Werfen wir jetzt noch einen Blick rückwärts“ — sagt Peschel — „so werden wir uns eingestehen müssen, dass weder die Form des Schädels,

noch andere Abschnitte des Skeletes scharfe Abgrenzungen der Menschenracen verstatten, dass auch die Hautfarbe nur verschieden abgestufte Dunkelung zeigt und dass allein das Haar, aber auch dieses nicht immer und niemals scharf genug unseren systematischen Bestrebungen zu Hilfe kommt. Wer sollte also den Muth besitzen, von der Unveränderlichkeit des Racentypus zu reden?“ Auf das Haar allein eine Gliederung des Menschengeschlechtes zu begründen, war also, meint der berühmte Ethnologe, von vorneherein ein Wagniss und musste enden, wie alle künstlichen Systeme geendet haben. Wenn irgend etwas zu Gunsten der Darwin'schen Transmutationstheorie spricht, so ist es dieser Satz, der uns auch das Menschengeschlecht in unzähligen, in einander unmerklich verschwimmenden Uebergängen erscheinen lässt.

Zu den Sprachmerkmalen übergehend, befasst sich Peschel zunächst mit der Entwicklungsgeschichte der menschlichen Sprache und thut dar, wie alle Vergleiche aus den jetzt vorhandenen Wortschätzen bei dem Versuche über die ersten Anfänge der menschlichen Sprache zur Klarheit zu gelangen, in die Irre führen müssen. Die Unabhängigkeit des Gedankens von seinem Schallausdrucke, wie sie Peschel behauptet, ist sicher wahr, doch kommt dem Bewusstsein an sich, so dünkt uns,

keine so wichtige Rolle zu; der Geiger'sche Satz: „die Sprache hat die Vernunft erschaffen, vor ihr war der Mensch vernunftlos,“ ist bisher wohl noch nicht mit Erfolg widerlegt worden.

Der grosse und wichtige Abschnitt über die technischen, bürgerlichen und religiösen Entwicklungsstufen zergliedert sich in jene oben erwähnte Reihe von Aufsätzen, deren die Mehrzahl schon seinerzeit im „Ausland“ unter dem Titel „Rückwirkung der Ländergestalten auf die menschliche Gesittung“ erschienen ist. Aneinandergereiht und vermehrt, wie sie jetzt vorliegen, bilden sie mehr als die Umrisse einer allgemeinen Culturgeschichte und werden mit dem ungetheiltesten Interesse von allen Jenen gelesen werden, welche gerade diesen Zweig der historischen Wissenschaften lieb gewonnen haben. Wir werden zunächst eingeführt in die Urgeschichte unseres Geschlechts an der Hand dessen, was sich aus den Zuständen der heutigen Naturvölker entnehmen lässt. Völkerschaften oder nur Horden in affenähnlichen Zuständen, so wird den etwa von Darwin'schen Glaubenssätzen berauschten Schriftstellern verständlich genug gesagt, ist nirgends ein glaubenswürdiger Reisender der Neuzeit begegnet, und der Verfasser hat vollkommen Recht. Für die menschlichen Urzustände beweist natürlich das Factum nichts, da, wie wir durch

den Autor oft belehrt worden sind, kein sogenanntes Naturvolk der Gegenwart sich mehr im Naturzustande befindet, vielmehr alle schon längst eine diesem Zustande weit entrückte Culturstufe erklimmen haben. Dass dem so sei, beweist auch die von Peschel mit eben so viel Glück als Wissen verfochtene Behauptung, dass es dormalen kein Volk auf Erden gebe, welches nicht irgend eine religiöse Regung, sowie das Feuer kennt. Offenbar muss es aber zu allem Anfange Menschen ohne Religion und ohne Kenntniss des Feuerzündens gegeben haben, wie diess auch aus der Betrachtung, auf welche Art der Mensch sich ursprünglich in den Besitz des Feuers gesetzt haben möge, von selbst hervorgeht. Keinen Widerspruch duldet endlich der Satz, dass der sogenannte wilde Mensch das Leben in der Freiheit allen Vortheilen und Bequemlichkeiten der Gesittung vorzieht, wodurch man zu dem Schlusse gedrängt wird, dass das physische Wohlbehagen auf den niedersten Gesittungsstufen viel grösser, der Schätzungswerth des Lebens viel geringer sei, dass der sogenannte Wilde lieber auf das Dasein verzichtet, als die Lasten der Gesittung sich zuzuziehen.

Die Capitel über die Nahrungsmittel und ihre Zubereitung, über Begleitung und Obdach, über Bewaffnung, Fahrzeuge und Seetüchtigkeit, geben nur zur

ungeheucheltsten Bewunderung der staunenswerthen Gelehrsamkeit des Verfassers Anlass; was Peschel darin mittheilt, lässt sich weder commentiren noch excerpiren, es muss es eben Jeder selbst lesen. Diese Abschnitte bilden den passenden Uebergang zu den bürgerlichen Entwicklungsstufen; hier sind es zunächst die Einflüsse des Handels auf die räumliche Verbreitung der Völker, dann die Ehe und väterliche Gewalt und die Keime der bürgerlichen Gesellschaft, welche in Betracht gezogen werden. Wir verhalten uns einfach referirend, indem wir berichten, dass Peschel Lubbocks Annahme eheloser Vorzeiten des Menschengeschlechtes bestreitet und durch mannigfache, des Nachdenkens wohl werthe Gründe zu widerlegen sucht; auch jene Zustände, welche unter der Bezeichnung Gynaikokratie zusammengefasst werden, erhalten durch Peschel's Untersuchungen keine Bestätigung, vielmehr glaubt er die Erscheinungen, aus denen man auf eine einstige Herrschaft des Weibes in der Familie zu schliessen sich berechtigt hielt, in anderer Weise natürlich und befriedigend erklären zu können. Ueberraschen möchte auch manchen Leser die mit hohem Scharfsinne und durch gewichtige Motive gestützte Behauptung, dass die Blutrache eine Satzung sei, die nicht etwa unseren Abscheu verdient, sondern in der wir den ersten Versuch zur Begründung eines Rechtsschutzes zu verehren haben. Alle Völker der

Erde haben in Vorzeiten dieses Gebot beobachtet. Mit der Art des Nahrungserwerbs hängt am innigsten die Gliederung des Gemeinwesens zusammen, und sehr wahr sagt unser Forscher, dass mit dem Sesshaftwerden und dem Ackerbau sich sogleich die Begierde nach Sklavenarbeit rege; mit der Unterscheidung von Freien und Unfreien gliedert sich dann die Gesellschaft in Stände und es entsteht ein Adel.

Unter allen Theilen des Peschel'schen Buches dürfte wohl keiner mit stärkerer Begierde gelesen werden, als jener, der das eben jetzt so sehr gepflegte Thema der religiösen Regungen behandelt. Von den unentwickelten Völkern aufsteigend, werden dieselben in all' ihren Abstufungen verfolgt; wir durchwandern die Gebiete des Schamanismus, der Lehre Buddha's, der dualistischen Religionen, des israelitischen Monotheismus, der christlichen Lehren und des Islâm, und zweifeln sehr, dass irgend Jemand, sollte er sogar gelegentlich der einen oder anderen Ansicht des gelehrten Verfassers nicht unbedingt beipflichten, diese geradezu meisterhafte Partie des Buches ohne die höchste Befriedigung zu empfinden lesen könne. Vielleicht wird Mancher mit uns eben hierin den Glanzpunkt des Werkes erblicken.

Zum Schlusse erübrigt mir noch der von Peschel aufgestellten ethnologischen Eintheilung der Menschheit nach Racen zu gedenken. Dem Grundsatz huldigend, dass bei einer Vertheilung des Menschengeschlechtes in grössere Gruppen oder Racen alle vorherrschenden Eigenthümlichkeiten berücksichtigt werden müssen, sondert Peschel die Menschheit in sieben Gruppen, Racen, Unterarten oder Arten, wie man sich ausdrücken will. Es sind dies erstens die Bewohner Australiens und Tasmaniens, zweitens die Papuanen Neu-Guinea's und benachbarter Inseln, drittens die mongolenähnlichen Völker, zu denen er nicht bloss die Festlandsasiaten, sondern auch die Malayopolynesier und die Eingebornen Amerika's zählt, viertens die Dravida oder die Bewohner Vorderindiens von nichtarischer Abkunft, fünftens die Hottentotten und Buschmänner, sechstens die Neger, siebtens die mittelländischen Völker, welche den Kaukasiern Blumenbachs entsprechen. Die Rechtfertigung der Abgrenzung wie der Zusammenstellung dieser sieben Gruppen ist in den einzelnen Abschnitten enthalten, worin Peschel dieselben einer gründlichen Erörterung unterzieht.

Ein Buch wie die „Völkerkunde“ kann begreiflicherweise nur aus den allseitigsten natur- und sprachwissenschaftlichen, geschichtlichen und geographischen

Studien hervorgehen. Desshalb sagt Peschel in seiner Vorrede, er habe auch solche Gebiete zu betreten, deren Anbau nur dem strengen Fachmanne gestattet ist. Der Verfasser „hat nicht mehr eigene Gedanken vorzutragen, sondern nur die Erkenntnisse massgebender Gelehrten zu wiederholen, und es verlässt ihn dabei nie das drückende Gefühl, als pflücke er Rosen in fremden Gärten“. Nun, meint mit Recht J. Löwenberg, er hat diese Rosen zum schönsten Strauss, zum herrlichsten Kranz auf das Dankenswertheste vereint. „Peschel kann stolz auf sein Werk sein, denn dasselbe krönt die wissenschaftliche Thätigkeit eines ganzen Menschenlebens.“ Dieses Wort des „Literarischen Centralblattes“ war leider prophetisch. Die „Völkerkunde“ krönte die wissenschaftliche Thätigkeit von Peschel's ganzem Leben. Sie war sein letztes Werk!

Die erste Andeutung des Leidens, welchem Peschel so vorzeitig erliegen sollte, äusserte sich in Schmerzen im Fusse, doch wähnte man, er habe sich dieselben durch die Gartenarbeiten zugezogen, denen der grosse Gelehrte in seiner Besetzung im stillen Pfaffengässchen zu Augsburg mit Eifer oblag, und achtete nicht so sehr darauf. Beunruhigender war die Erregung seiner

Nerven, welche bis in's Jahr 1864 zurückreicht und durch die politischen Ereignisse des Jahres 1866 wesentlich gesteigert wurde. Peschel gehörte schon damals — ganz allein in dem weiten Kreise seiner Umgebung — zu den Bewunderern und Verehrern der Bismarck'schen Politik, was ihn in ziemlich erregte Controversen mit seinen Freunden verwickelte. Dessgleichen vertheidigte er in der „Allgemeinen Zeitung“ die militärischen Operationen des Prinzen Carl von Bayern, indem er den Laien vorrechnete, wie unmöglich eine raschere Aenderung des Marsches gegen die hannöver'sche Grenze gewesen wäre. Dieser Aufsatz trug ihm eine Einladung des Prinzen nach dem Hauptquartier nach Ansbach ein, wo ihm Einsicht in sämtliche Operationsjournale und Depeschen verstattet wurde und er die Freundschaft des General von der Tann erwarb.

Die Jahre 1867 und 1868 brachten eine Verminderung der Nervosität, das Jahr 1869 aber eine entschiedene Verschlimmerung. Eine Reise, die er im Frühjahr dieses Jahres dem Münster'schen Kartenwerke zulieb nach Italien unternahm, wo er im Zeitraum von achtundzwanzig Tagen Venedig, Florenz, Rom und Neapel besuchte, strengte ihn sichtlich an. Bald nach seiner Rückkehr erfuhr die Idylle in Augsburg eine

schmerzlich trübe Störung, als er am 17. August sein jüngstes Töchterchen, ein achtjähriges, sehr aufgewecktes Kind, durch den Tod verlor. „Der harte Schlag,“ schrieb er mir damals, „hat mich tief gebeugt und mächtig umgewandelt. Man wird sehr ernst, wenn das Liebste auf Erden unwiederbringlich verloren ist. Mit dem seltsam begabten Kinde bestand ein ganz eigener Verkehr, so dass mir ist, als hätte ich oben-
drein mein jüngstes Schwesterchen nicht mehr.“ Da schon früher Verhandlungen mit ihm angeknüpft worden waren, um ihn zur Uebernahme eines Lehrstuhles für Erdkunde zu bewegen, den man in Berlin schaffen wollte, ward das Kindchen in München begraben, damit nicht ein Grab ihn an die Augsburger Scholle fessele. Ja der Aufenthalt in Augsburg mit Allem, was ihn an das verstorbene Kind mahnte, war ihm verleidet, so dass er Vorschlägen, die einen Domicilwechsel erheischten, ein williges Ohr lieh. Für seine Freunde war es seit Oktober 1869 kein Geheimniss mehr, dass Peschel ernstlich an eine Aenderung seiner Stellung denke, doch ging noch das ganze Jahr 1870 in Verhandlungen dahin. Einen Ruf an die Universität Graz, der noch 1869 an ihn erging, glaubte er ablehnen zu sollen, zumal sich Aussichten eröffneten, an eine deutsche Universität zu gelangen, die sich freilich durch die eintretenden Kriegssereignisse wieder umwölkten. Peschel

war ein glühender Patriot, trotz der Gerechtigkeit, die er anderen Nationen widerfahren liess, Deutscher mit Leib und Seele, und die Sorgen des Sommers und Herbstes 1870 um sein deutsches Vaterland, dann wieder die Aufregung der Siegesbotschaften stimmten, wie er selbst bekannte, seine Nerven sehr herab, und ob ein Orts- und Berufswechsel ihm die alte Freude am Dasein wieder geben werde, das, so meinte er, müsse sich erst zeigen. „Gegenwärtig (Oktober 1870) verspüre ich eine starke Uebersättigung und Gleichgültigkeit gegen Alles, was mir vormals hochwichtig war.“ Doch gab er in seinem nächsten Schreiben zu, dass diese Worte in sehr trüber Stimmung geschrieben waren, „die mich, wenn in der geschichtlichen Spannung eine Pause eintritt, bisweilen überwältigt, weil der Verlust, der mich betroffen hat, noch unverschmerzt ist.“ Gleichwohl nahm er schon um jene Zeit, nachdem die Verhandlungen mit München, wo seine protestantische Confession vielleicht Anstoss erregte, zu keinem Ergebniss geführt, den Ruf als Professor nach Leipzig an, wohin er auch im Frühjahr 1871 übersiedelte.

Dass Peschel zu akademischen Vorlesungen wissenschaftlich auf das glänzendste ausgerüstet sei, darüber waltete auch nicht der Schatten eines Zweifels; wie er sich die Lösung seiner Aufgabe dachte, lässt sich

übrigens aus einer meisterhaften Abhandlung ersehen, die er unter dem Titel „Die Erdkunde als Unterrichtsgegenstand“ im Jahre 1868 in der deutschen Vierteljahrsschrift (Heft II, Nr. CXXII) veröffentlichte und welche einem competenten Kritiker in Petermann's „Mittheilungen“ den Ausspruch entlockte: Dieser Aufsatz verdiene von allen geographischen Lehrern auswendig gelernt zu werden. Minder sicher aber schien sein docirendes Talent, die formelle Routine frischen, anregenden Vortrags. Ich habe leider Peschel in diesem neuen Wirkungskreise nicht selbst beobachten können, muss mich daher auf die Wiederholung dessen beschränken, was J. Löwenberg über ihn in dieser Hinsicht berichtet. Sein erstes Collegium, physikalische Erdkunde, las er im Sommer 1871. Angezogen von seinem Rufe, scharte sich bereits in den ersten Stunden eine ungewöhnlich zahlreiche Zuhörerschaft um seinen Lehrstuhl, unter der auch bereits ältere Schulmänner und Freunde der Wissenschaft waren, so z. B. der jetzige Professor der Prager Universität, Dr. Dionys Grün, selbst schon durch mehrere hervorragende geographische Werke vortheilhaft bekannt und Lehrer des Kronprinzen Rudolf von Oesterreich. „War nun Peschel's Vortrag auch nicht eben warm zu nennen, fehlte es ihm auch an wechselnder Nüancirung in Ton und Farbe, an hinreissendem Schwunge, so war er

doch ausgezeichnet durch lichtvolle Klarheit im einzelnen Periodenbau wie im Gefüge des Zusammenhanges. Da war kein Wörtchen zu viel, keins zu wenig, wie Krystalle schoss alles scharf aneinander; es war leicht ihm zu folgen, das Gehörte zu behalten. Peschel war zu jeder einzelnen Vorlesung, die stets ein abgeschlossenes Ganzes bildete, auf das sorgfältigste vorbereitet, und zwar zu einem kurzen, präcisen Dictat und zu freier, wohldurchdachter Erläuterung desselben, wobei freie Handzeichnungen an der Wandtafel oder anderweitige, meist seltenen Werken entnommene Abbildungen die Anschauung wesentlich förderten. Der Cyclus seiner Vorträge war zur Zeit noch klein. In den neun Semestern las er dreimal Völkerkunde, dreimal physische Erdbeschreibung, zweimal europäische Staatenkunde, zweimal Geschichte des Seewegs nach Indien und einmal Geographie des deutschen Reichs. In den drei letzten Semestern leitete er auch Uebungen im geographischen Seminar, aus deren Anregung schon einzelne beachtenswerthe Arbeiten hervorgegangen sind, wie über die mittlere Höhe Europa's (vom Oberlehrer Leipold in Dresden), über die kosmischen und geographischen Vorstellungen Dante's u. a. m. Bei langem schmerzvollen Leiden, mit gebrochenem Körper und dem vollen Bewusstsein des nahen Todes hat er seine letzten Collegia mit rührender, Mitleid erregender

Anstrengung gelesen. Seine Pflichttreue liess ihn nicht Eine Stunde versäumen und als die Schwäche immer zunahm, liess er sich zu Wagen an den Hörsaal bringen, wo ihn seine Schüler empfangen und hineinführten. In liebevollem Eifer für Wissenschaft und Beruf, kündigte er trotz klaren Vorgefühles der nahen Katastrophe auch noch die Vorlesungen für das nächste Wintersemester an. Der Tod trat dazwischen.“

Schon kurz nach seiner Ankunft in Leipzig machte sich ein mässiges Nachschleifen des linken Fusses bemerklich, während die gewissenhafte Bearbeitung seiner Collegienhefte seine Nerven immer mehr anstrengte. Im Winter 1872 auf 1873 befiel ihn ein Lungenkatarrh, den er nur sehr schwer überwand, daran reihten sich ein Blasenkatarrh und ein unheilvoller Magenkatarrh, die ihn so furchtbar elend machten, dass er schleunigst nach dem Engadin zur Erholung gesandt wurde. Nur mit Mühe kam er bis Pontresina, doch fand dort wenigstens scheinbar eine Erholung statt, obwohl die Schwäche des linken Fusses nun auch für ihn selbst bemerklich wurde. Im Herbst 1873 begab er sich nach Bodenbach, von wo er ziemlich gestärkt wiederkehrte und den folgenden Winter erträglich zubrachte. Seine geistigen Beschäftigungen liessen ihn jedoch zu keiner Ruhe gelangen und die Abfassung der „Völker-

kunde“ scheint gleichfalls nur auf Kosten seiner Gesundheit möglich gewesen zu sein, wenigstens schrieb er mir in Bezug auf dieses sein letztes Werk: „Hoffentlich habe ich damit nicht ganz vergeblich meine Gesundheit so schwer erschüttert.“

Im Frühjahr 1874 nahm die Zerrüttung seiner Nerven derart zu, dass er mehrere Monate vorschriftsmässig „nichts thun“ und sich in ein Bad begeben musste. Er suchte Heilung zuerst in Wildbad Gastein, da man sein Leiden, welches nunmehr auch die linke Hand ergriffen hatte, für ein rheumatisches hielt, doch vergeblich; ja sein Zustand verschlimmerte sich dort eher als er sich besserte. Er vertauschte desshalb Gastein mit Luzern, welches ihm zwar besser bekam, aber ihn doch nicht mehr herzustellen vermochte. Die Schwächezustände machten unaufhaltsame Fortschritte und als ich Mitte September 1874 den theuren Freund in Leipzig besuchte, ahnte ich schon, dass ich ihn wahrscheinlich zum letzten Male gesehen habe. Die Aerzte hielten anfänglich sein Leiden für eine Lähmung in Folge von Rückenmarksirritation, änderten aber ihre Ansicht dahin, dass eine einseitige Muskelatrophie vorliege, erzeugt durch ein tiefes Nervenleiden, welches seinen Sitz im *Nervus sympathicus* habe. Ueber die Natur seiner Krankheit gab sich Peschel keiner Täuschung hin; er

wusste, dass sie nicht heilbar sei, vielleicht aber an weiterem Fortschreiten gehemmt werden könne. Dies suchte man durch eine elektrische Kur zu erzielen, die er schon im verflossenen Winter ein- bis zweimal gebraucht hatte. Nunmehr ward er täglich eine halbe Stunde lang am ganzen Körper elektrisirt. Im November 1874 waren die Kräfte indess auf ein Minimum gesunken und im Frühjahr 1875 musste selbst das Elektrisiren als zu sehr anstrengend unterbleiben. Die Verlobung und Vermählung seiner ältesten Tochter fiel als ein letzter Sonnenblick in sein dem Tode geweihtes Dasein, denn das immer weiter schreitende Uebel ergriff endlich auch die edlen Theile, Magen, Schlund und endlich das Herz. Sichtbar schritt er seinem Ende entgegen. Er, der früher so unermüdliche Spaziergänger, kam seit letztem Herbst nicht mehr zu Fuss über die Strasse, dann konnte er noch allein bis vor die Hausthüre gehen und in den letzten Wochen konnte er ohne fremde Hülfe sich gar nicht mehr von der Stelle bewegen. Dennoch arbeitete er immer noch unverdrossen und verbesserte seine Collegienhefte. Bis zum letzten Tag blieb Peschel ausser Bett und stets vollkommen und sorgfältig angekleidet, ja selbst im Todeskampfe verlangte er noch, man möge seine Toilette in Ordnung bringen. Für die Wissenschaft behielt er bis zu Ende ein reges Interesse und verfolgte mit Eifer

die Fortschritte eines Kartenwerkes, welches zum grossen Theile seine Schüler und Dr. Richard Andree ausführten; nur in den drei allerletzten Tagen konnte er ernstere Gespräche nicht mehr vertragen. Dem Tode blickte Peschel fest entgegen: „Lasse für mich einen einfachen Grabstein setzen, wie Deine Eltern haben,“ dann: „Ich hätte noch so Vieles, hauptsächlich Literarisches, zu ordnen, aber es kam jetzt gar zu rasch,“ so sprach er am 30. August d. Js. Nachmittags zu seiner weinenden Gattin. Am 31. beschränkten sich seine Reden auf Verlangen seiner Bedürfnisse. Um elf Uhr bat er um seinen Wein, eine Viertelstunde später war Alles vorüber. Ein sanfter Tod hatte Deutschlands ersten Ethnographen hinweggenommen.

Seine Leiche wurde nach Münsen überführt und ruht dort im alten fürstlichen Friedhof. Ein mit einem Kränze gezielter Grabstein steht auf seinem Grabe. An seinem Grabe wurde seine im Jahr 1904 verstorbene Gattin beigesetzt.

Ein Jahr nach seiner Uebersiedlung nach Leipzig ward Peschel der Titel eines königlich sächsischen geheimen Hofrathes verliehen; mehrere Orden schmückten seine Brust. Professor Peschel war von mittlerer Statur, schwächlicher Gestalt und trockenen, fein geschnittenen Zügen. Die hohe Stirn und die etwas tief liegenden, feurigen Augen verriethen auf den ersten Blick den scharfen Denker. Von zartem, einnehmendem Wesen fesselte er Alle, die ihm nahe traten durch den Zauber seiner mit Liebenswürdigkeit gepaarten Gelehrsamkeit.

Wer je das Glück genossen, im trauten Kreise seiner Lieben Peschel's Worten lauschen zu dürfen, dem wird das Andenken an den seltenen Mann unauslöschlich vor dem Geiste schweben!



Verlag von **Duncker & Humblot** in **Leipzig**.

Völk erk u n d e.

Von

Oscar Peschel.

Zweite unveränderte Auflage.

36 Bogen gr. 8. Eleg. brosch. Preis 11 Mark 20 Pf.

Neue Probleme

der

Vergleichenden Erdkunde

als Versuch einer

Morphologie der Erdoberfläche.

Von

Oscar Peschel.

Zweite Auflage.

ca. 14 Bogen mit 2 Steintafeln. 1876. Preis ca. 5 Mark.

Verlag von **Lampart & Comp.** in **Augsburg**.

Culturgeschichte

in ihrer

natürlichen Entwicklung

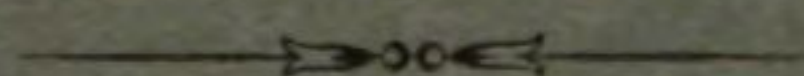
bis zur

Gegenwart

von

Friedrich von Hellwald.

53 Bogen 8. Preis brosch. 12 Mark. Elegant geb. 13 M. 80 Pf.





Oscar Peschel.
Lithogr. (J. G. Müller & Co. B.)

Hellwald, Friedrich Anton Heller <<von>>,

Oscar Peschel Sein Leben und Schaffen

Augsburg 1876

Biogr. 884 c

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11331930-6